



HANS ESCHELBACH IM MOOR

Hans Eschelbach

Im Moor

Novelle

Verlag von Albert Ahn, Berlin, Köln, Leipzig, o. J.

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Photograph by Dirk van der Made
(User:[DirkvdM.](#)) Taken in national park 'De Grote Peel'
in 'de Peel' in the Netherlands. (*modified*)
Licensed under the Creative Commons Attribution [1.0](#)
[Generic](#) license.

Erstes Kapitel.

Durch die Gefängniszelle Nr. 15 schlüpfte eine Maus. Das langgeschwänzte Tier bewegte sich mit großer Dreistigkeit denn Katzen oder Fallen gab es hier nicht und zudem herrschte noch völlige Dunkelheit in dem schmalen Raum.

Nach mehreren sorglos ausgeführten Kreuz- und Querzügen kam die Näscherin an den steinernen Wasserkrug, neben dem ein breites Stück Brot lag.

Daß Gesängnismäuse keine Kostverächter sind, bewies die am Boden hin und her gezerrte Brotrinde. Bald half eine zweite Maus ihrer Genossin an der Arbeit, und das Geräusch, das sie verursachten, war in der tiefen Stille, die sonst in der Zelle herrschte, um so eindringlicher.

Neugierig setzte sich eine der Mäuse auf die Hinterbeine und lauschte: in der Ecke knisterte das Stroh. Die freiwilligen Mitbewohner von Nr. 15 kannten das; sie machten nur eine kurze Pause, um dann um so eifriger weiter zu nagen.

Wieder raschelte das Stroh, diesmal heftiger und anhaltender als vorher. Es schien, als wälze sich jemand in der dunklen Ecke auf seinem Lager.

Die Mäuse verhielten sich ruhig. Eine große Stille trat

ein, die bald durch einen schweren Atemzug, der wie ein Seufzer klang, unterbrochen wurde. Dann war es wieder ruhig, und die nächtlichen Nager zerrten und stießen die Brotrinde noch lebhafter hin und her als vorhin.

Eine ausnehmend schwüle Augustnacht machte die Luft in der kleinen Zelle so trocken und widerwärtig, daß man glaubte, sie förmlich greifen zu können.

Fern heulte ein Hund. Draußen mußte es jetzt dämmern. Das mächtige Eisengitter des kleinen Fensters konnte aber den kommenden Tag um diese Zeit um so weniger einlassen, da das Fenster nach außen einen schräg abfallenden Holzkasten trug, der jeden Blick nach der Straße abschnitt. Zwar erweiterte sich der Kasten wie ein Luftschaft nach oben, nahm aber der Zelle zu dieser Stunde noch ganz das Licht.

Erschrocken duckten sich die Mäuse. In der Ecke wühlte es ungeduldiger im Stroh; es stöhnte jemand. Dann gab es einen Ruck in der Ecke; ein nackter Fuß trat heftig auf die Diele, und pfiffernd huschten die Tierchen in ihr Loch.

Es tastete jemand im Stroh und rieb sich die Glieder. Endlich dämmerte es auch in der Zelle so weit, daß auf der Strohschütte die Umrise eines Menschen erkenntlich wurden, der sich zum Sitzen aufgerichtet hatte. Er hielt sich tief vornübergebeugt und regte sich nicht; nur hin und wieder stieß er laut und ungeduldig den Atem aus.

Rasch wurde es heller. Schon wurde ein Schemel

sichtbar; bald auch die zernagte Brotrinde und der blau bemalte Wasserkrug. Jetzt hob die Gestalt in der Ecke den Kopf. Sie hatte geschorenes Sträflingshaar und einen ungeschickt kurz geschnittenen Bart.

Draußen schilpte der erste Sperling. Der Mann erhob sich und trat barfüßig, nur mit den Hosen bekleidet, mitten in die Zelle. Lange stand er unbeweglich; dann warf er den Kopf in den Nacken und reckte die sehnigen Arme, daß die Gelenke knackten. Augenscheinlich war es nicht die Schlaftrunkenheit, die den Mann zu diesen Bewegungen veranlaßte. Offenbar hatte er die ganze Nacht wach gelegen; seine Augen blickten heiß und stechend unter den struppigen Augenbrauen hervor.

Der Vorschrift gemäß war das kleine Fenster mit den blinden Glasscheiben die ganze Nacht über geschlossen gewesen. Der Gefangene öffnete es jetzt, faßte mit jeder Hand eine Stange des Eisengitters, reckte sich in dieser Stellung, um besser an die hochliegende Fensteröffnung zu kommen, und atmete gierig die kühler werdende Morgenluft ein, wie ein Erstickender. Durch das offenstehende Hemd sah man seine breite, stark behaarte Brust, die in nicht ungeschickter Tätowierung einen Stern mit blauen und roten Strahlen zeigte.

Eine Schwalbe schoß mit scharfem Lockrufe über die Luke des Holzkastens, und der Mann sah empor. Sein Blick verfinsterte sich. Die Schwalbe mit ihrem Freiheitruß war vorüber; statt ihrer gewahrte er, daß eine

dicke, häßliche Kreuzspinne die Öffnung des Kastens zugewebt hatte. Es war ihm, als ob das breitbeinig mitten in seinem Fangnetz sitzende Tier ihm mit seinem Gewebe das bißchen Licht und Luft rauben wolle, das ihm noch geblieben!

»Eingesponnen!« murmelte er und spuckte nach dem Netze. Die feiste Spinne ließ sich dadurch nicht stören, um so weniger, da sie gerade eine harmlose Fliege erwürgte, die sich in ihr Gespinst verstrickt hatte. »Du Biest!« stieß der Sträfling zornig hervor. Er brach die am Boden liegende Brotscheibe in zwei Stücke und warf. Das trockene Brot traf die Spinne und riß sie mit sich in die Tiefe. Ein zweiter Wurf riß auch das schon zerfetzt flatternde Spinngewebe mit fort.

Der Mann atmete auf, als habe er nun eine Fessel weniger. Er streckte den Unterarm durch das Eigengüter und fuhr mit der Hand hin und her, um besser die frische Morgenluft zu spüren. Er hatte das immer getan, Tag für Tag, jeden Morgen; denn was er da griff, draußen in dem verstaubten Fensterkasten, das lag außerhalb der Gefängnismauern, das war die Lust der Freiheit, das . . . Er schüttelte sich förmlich vor Erregung und trat zurück.

Dann zog er die Sträflingskleider alle an; aber seine Augen sahen dabei immer ins Weite, als ob die Gefängnismauern gar nicht da wären. Plötzlich ging es wie ein Ruck durch seine Glieder. Er hielt den Atem an. Von draußen kam etwas herein . . . etwas . . .

Er zog die Luft durch die Nase ein . . . das war nicht der süßsäuerliche Brotgeruch der Backstube, die in der Nähe liegen mußte, das — wieder zog er die Luft ein, und seine Brust dehnte sich — das war wie ein Gruß aus der Heimat, das war Höhenrauch.

Er taumelte förmlich nach dem Fenster, er umkrampfte die Eisenstangen und sah hinauf, regungslos hinauf nach dem kleinen Stückchen Himmel, bis ihm der Himmel ganz rot und purpurn erschien, bis ihm kleine Flämmchen vor den Augen tanzten, Flämmchen wie die Irrlichter daheim im Moor.

Er schloß die Augen, preßte die Stirne wider die Eisenstangen am Fenster und sog den scharfen Höhenrauch ein, als gebe es keine größere Erquickung.

Draußen polterte eine Karre über das holprige Pflaster, die Spatzen schienen munterer zu werden; die ersten Glocken klangen.

Da lösten sich die gekrampften Fäuste des Mannes. Er trat vom Fenster und setzte sich auf das Strohlager. Der helle Lichtschein, der durch den Holzschacht schräg in die Zelle fiel, beleuchtete scharf seine gedrungene Gestalt. Noch flammten zu beiden Seiten seiner Stirne rote Streifen, ein Wahrzeichen der Eisenstäbe, gegen die er vorhin den Kopf gedrückt.

Der Mann mochte ungefähr sechsunddreißig Jahre zählen, hatte einen kurzen, starken Hals, scharf geschnittene, entschlossene Gesichtszüge und so

unheimlich leuchtende Augen, daß man alles andere darüber vergaß. Jetzt suchten diese Augen in der Zelle umher, flackernd, ungeduldig. Aber die Zelle zeigte nichts Außergewöhnliches, wenn nicht etwa die Zahlen und Buchstaben, die andere Sträflinge früher verstoßen in die Wände und Balken geritzt.

»Noch achtzehn Tage!« hatte jemand in die Wand gekritzelt

Für ihn war's mehr gewesen. Er mochte nicht an all die Tage, Wochen und Monate denken, die er hier eingesperrt war. Nur an das eine dachte er, an das eine, das ihn die ganze Nacht nicht schlafen gelassen: heute war seine Zeit um, heute wurde er frei!

Er fieberte innerlich. Die Mauern erdrückten, die Luft erstickte ihn. Was er all die Monate wie in stumpfer Gleichgültigkeit, in schweigsamem Grimm getragen, heute folterte es ihn, daß er glaubte, schreien zu müssen. Seine Hände schlossen und öffneten sich immerfort. Es wurde ihm so trocken im Munde, daß er die heißen, rissigen Lippen leckte. Zwar stand der Krug noch halbgefüllt voll Wasser, aber er dachte gar nicht ans Trinken. Von der Türe ging er zum Fenster, vom Fenster zu seinem Lager. Er ordnete es flüchtig und ging rastlos wie ein eingesperrtes Tier in dem kleinen Raume auf und ab.

Endlich! Durch das Haus schrillte eine Glocke. Jetzt begann der Tag für die Sträflinge. Schon hörte man die

stampfenden Schritte des Aufsehers, der die Zellen nachsah und Brot und Wasser bringen ließ.

Der Gefangene setzte sich auf den Schemel und kehrte der Tür den Rücken. Er hatte dies immer getan; denn es war ihm oft gewesen, als müsse er hinausstürmen, wenn sich die Tür öffnete.

Der Schlüssel klirrte; der Wärter trat ein. Der Mann machte ein freundlicheres Gesicht als sonst, weil er wußte, daß für den Insassen der Zelle heute ein Festtag anbrach, daß Nr. 15 frei wurde. Er räusperte sich und schien auf eine Anrede des Gefangenen zu warten; aber dieser sah gar nicht auf, auch dann nicht, als der schnauzbärtige Wärter etwas geräuschvoll den neuen Krug und das Brot hinstellte.

»Ihr habt's hinter Euch. Hier, Schramm, eßt.«

»Ich mag nicht«

»Na, wie Ihr wollt.«

Der Wärter machte ein etwas ärgerliches Gesicht. Die Tür schloß sich wieder, und der Gefangene war allein.

Zwei endlose Stunden vergingen.

Schramm saß auf seinem Schemel unter dem Fenster und sah hinauf nach dem Himmel. Jede Schwalbe, die vorüberflog, ließ ihn zusammenzucken.

Endlich erschien der Aufseher wieder; er hatte die Amtsmiene aufgesetzt.

«Schramm! Mitkommen!«

Der Anstaltsarzt untersuchte den Vorgeführten und

bescheinigte, daß er gesund sei. Der Gefangene unterschrieb.

»Vorwärts! Kleider holen,« befahl der Aufseher.

Schramm warf die Sträflingskleider auf den Boden, als ob er sich die Finger daran verbrenne. Er zog seine eigenen Kleider an. Sie schienen in der Kleiderkammer feucht geworden zu sein; aber er strich daran herunter, als ob er sie liebte.

»Gewaschen sind sie. Hebt die anderen Sachen auf! Hier . . . ausklopfen und zusammenfalten! Ordnung muß sein!«

Schramm antwortete nicht; er tat, wie ihm befohlen.

Beim Gefängnisdirektor wurde ein Schriftstück verlesen. Er unterschrieb es und nahm einen Taler in Empfang. Das andere, was er durch besonderen Fleiß verdient, hatte er an seine Frau schicken lassen.

»Ich kann Ihnen das Zeugnis geben, daß Sie sich gut gehalten haben, Schramm,« sagte der Direktor. »Leider sind Sie wegen Schmuggelns schon zum dritten Male bestraft. Sie haben erfahren, daß sich die Strafen verschärfen, und wissen also, was Sie erwartet, wenn Sie noch einmal auf Schleichwegen gehen. Vergessen Sie das nicht.«

»Ich komme kein viertes Mal hierher!« sagte der Schmuggler erregt und heiser.

Die Art, wie er sprach, ließ darüber im Zweifel, ob es sich um ein Versprechen oder um eine Drohung handle.

Der Direktor winkte. Die letzten Förmlichkeiten waren erfüllt. Der Gefangene wurde entlassen.

Hinter ihm fiel die eisenbeschlagene Eichentür schwer ins Schloß, und unsicher tat, er den ersten Schritt in die Freiheit.

* * *

Einen Augenblick blieb er wie gebannt stehen, dann bemerkte er, wie Bauernweiber, die nach der Stadt gekommen, ihn neugierig ansahen, und er ging mit starken Schritten von dannen.

Der lebhafte Stadtverkehr hatte etwas Beklemmendes für den Bewohner des einsamen Moors. Trotzdem er seit gestern nichts mehr genossen hatte, dachte er gar nicht daran, eine Wirtschaft in der Stadt aufzusuchen. Auch auf der Landstraße sah er nicht mehr um und verfolgte seinen Weg mit solcher Hast, daß ihm der Schweiß aus allen Poren brach. Erst nach einer zweistündigen Wanderung trat er in eine Dorfschenke, aß und trank hastig und zog ohne Ruhepause weiter.

Die Landschaft trug schon den niederländischen Charakter. Man sah breite, behagliche Bauernhöfe, beschattet von Schwarzpappeln und Ulmen, fruchtbare Felder und ausgedehnte, durch Wassergräben, Wallhecken oder Drahtzäune begrenzte Wiesen, auf denen hin und wieder zahlreiche Kühe und vereinzelte

Pferde weideten.

Fuhrleute und Handwerksburschen, die desselben Weges zogen, versuchten ein Gespräch mit dem hastig Vorwärtstrebenden anzuknüpfen, aber er blieb einsilbig, erklärte, rascher vorwärts zu müssen und ließ seine Begleiter weit hinter sich.

Der Sommer war ausnehmend trocken gewesen; verbranntes Gras und welkes Bohnenlaub zeugten davon. Jetzt, da es gegen Mittag ging, brannte die Sonne unbarmherzig. Schramm schien die Hitze kaum zu spüren; als er aber an die Niers kam, verließ er den Weg, warf seine Kleider im Erlengestrüpp ab, suchte sich eine tiefere Stelle und tauchte ins Wasser des kleinen Fließchens. Er war sonst kein besonderer Freund vom Baden; aber heute meinte er, es sei etwas von ihm abzuspülen, was ihn drückte und ihm die Brust beklemmte.

Das lauwarme Wasser erfrischte ihn indes nicht; es nahm auch nicht die Schwere, die auf ihm lastete und die das frohe Gefühl der Freiheit nicht aufkommen ließ.

Er schnitt sich einen derben Knotenstock im Gebüsch, aß im nächsten Dorfe zu Mittag Brot und Speck und trank dazu das abgestandene Bier, das schon stark an die Verhältnisse im nahen Holland erinnerte.

Spät und erschöpft kam er in Straelen an. Er suchte aber keine Herberge, sondern schlief auf freiem Felde in einem Fruchthaufen.

Fernes Gebell weckte ihn früh. Auf der Straße zogen verschiedene Hundekarren vorbei. Etwas wie ein Lächeln ging über sein Gesicht, als der Mann diese Fuhrwerke sah, mit denen die armen Leute seiner Heimat Gemüse und andere Lebensmittel über die holländische Grenze brachten.

Plötzlich trat er hinter den Getreidehaufen »Kommise!« murmelte er. Es war das Schimpfwort, mit dem man die Grenzbeamten bedachte.

Der preußische Grenzaufseher, der da eben auf Straelen zu vorüberging, brauchte ihn nicht zu sehen.

Schramm runzelte die Stirne, spie ärgerlich aus und trat seine Wanderung erst an, als der Beamte hinter den Weiden verschwunden war.

Sein Weg führte ihn durch herrlichen Hochwald, der in mannigfacher Schattierung Nadel- und Laubholz aufwies. An einer Stelle, wo die meisten Stämme geschlagen waren und Brombeerranken, Haselstauden, Farnkraut und Baldrian Platz gemacht hatten, blieb er stehen. Ein Viertelstündchen weiter lag rechts an der Landstraße, die nach Venlo führte, die Zollstation. Er wollte es vermeiden, dort vorüber zu kommen, bog links vom Wege ab und schritt über die Waldblöße. Bläulinge, herrliche Tagpfauenaugen und Trauermäntel gaukelten um Baldrian und Balsam, jetzt sich neben schwarzglänzenden, reifen Brombeeren sonnend, dann in hüpfendem Fluge einander nachjagend.

Schramm achtete nicht auf das tändelnde Spiel der Schmetterlinge; aber als sein Blick auf ein Büschel blühender Glockenheide fiel, bückte er sich rasch, pflückte ein Zweiglein und steckte es an seinen abgegriffenen Hut. »Im Moor wird die Glockenheide jetzt schon verblüht sein,« dachte er dabei.

Alte Leute hatten ihm erzählt, daß früher das Moor sich fast bis nach Geldern erstreckte, und daß man Torf gestochen, wo jetzt der Wald wuchs. Die Landesverwaltung hatte aber durch Abzugsgräben dafür gesorgt, daß weite Gebiete entwässert, mit Sträuchern und Bäumen bepflanzt und so nutzbar gemacht wurden.

Hier, wo nur der feuchte, filzige Untergrund an vergangene Zeiten erinnerte, rauschte zwar jetzt der Wald, aber weiter rechts, drüben jenseits der Landstraße lag schon das »schwarze Wasser«, wie der Volksmund das ausgedehnte Moor nannte, und weiter hinein kam dann das endlose Teufelsmoor, wo schon Ende April die jungen Kibitze lachten, wo das weiße Wollgras schwankte, wo jetzt die Bienen schwärmten und der Sumpfschachtelhalm wuchs, den alte Leute gegen Herzbeschwerden und Atemnot gebrauchten.

Schramm blieb stehen und sah lange hinüber nach der Gegend, wo mitten im Moor seine Hütte liegen mußte. Dann brach er kurz entschlossen durch das Gestrüpp, umging in großem Bogen die Zollstation und trat erst nach einer halben Stunde wieder auf die Landstraße. Jetzt

war er auf holländischem Gebiete und atmete freier.

Dreiviertel Stunden später zählte er in Venlo seine Barschaft, trat bei einem Bader ein und ließ sich den kurzen, häßlichen Bart wegrasieren.

Er besah sich verwundert das große Bild des alten Fritz, das in einem mächtigen, schwarzen Rahmen in der holländischen Barbierstube hing, blickte dann in den von zahlreichen Fliegen beschmutzten, angelaufenen Spiegel und freute sich sichtlich über sein verändertes Aussehen. Er sprach Holländisch mit dem kleinen, beweglichen Männchen, das ihn bediente, zahlte mit deutschem Gelde und ging durch mehrere kleine Nebenstraßen, bis er vor einer Wirtschaft stand, wo grüne Zweige verkündeten, daß es frisches Bier gebe.

In der Wirtsstube bestellte er Brot und Käse und schüttete den üblichen Zucker in das saure holländische Bier. Mißvergnügt rückte jedoch der Gast auf seinem Sitze, als ein Mann eintrat, den er trotz seiner bürgerlichen Kleidung sofort als Grenzaufseher erkannte.

Der Wirt, der Schramm wie einen alten Bekannten nur mit einem erstaunten: »Hoho!« begrüßt, aber noch keine Zeit gefunden hatte, mit ihm zu sprechen, empfing den neuen Ankömmling sehr freundlich, zwinkerte aber hinter seinem Rücken bedeutsam mit den Augen und lächelte Schramm an, als ob er sagen wollte: Ruhig Blut! Das hat nichts zu sagen!

Der neue Gast schien auch dem schweigsamen Manne

in der Ecke, der ihm zudem den Rücken kehrte, weiter keine Beachtung zu schenken. Als sich aber bald darauf die Tür öffnete, zog er die Augenbrauen hoch und warf den Eintretenden einen forschenden Blick zu. Es waren drei stämmige Gestalten, die die Stühle polternd zurückrückten, die Mütze in den Nacken schoben und die Beine weit ins Zimmer streckten.

Der älteste der Männer, ein baumlanges, blatternarbiges Mensch, dessen rotes Haar förmlich leuchtete, bestellte einen Genever und Bier, trank hastig, rückte dann plötzlich mit dem Stuhle und rief: »Holla! Da ist ja . . .«

Er wollte offenbar aufspringen und auf Schramm zukommen. In demselben Augenblicke aber hatte Schramm ein Streichholz angezündet, hielt den qualmenden Schwefel nach oben und blies die Flamme dann rasch aus.

Der Rote, der nun auch den Grenzbeamten erkannte, verstand das Zeichen.

»Hollah! Da ist ja« — er suchte in seinen Taschen — »da ist ja mein neuer Tabaksbeutel zum Teufel!«

Er spuckte ins Zimmer, lachte und kniff ein Auge zu. Seine Genossen, die ebenfalls Schramm bemerkt, verstanden ihn und verhielten sich ruhig. Hin und wieder warfen sie giftige Blicke auf den preußischen Beamten.

»Na, Herr Lanne, wie steht's mit der Schmutzerei?« fragte der Wirt den Beamten und lächelte.

»Ich dünke, das brauchet Ihr mich nicht zu fragen,

Herr Wirt!« entgegnete der Gefragte vielsagend und verstimmt.

»Ohn! Oho! Ich für meinen Teil lasse mich für ein viertel Pfund Tabak nicht erschießen. Ich rauche meine Zigarren auf holländischer Seite und zahle den Preußen keine dreizehn Groschen Zoll fürs Kistchen.«

»Ist auch besser so, als zu schwärzen. Wir kriegen sie ja doch alle!«

Er sagte das mit starker Betonung. Ein schallendes, höhnisches Gelächter von dem Tische der drei Zecher antwortete ihm.

»Na,« sagte der Beamte bissig, »wer zuletzt lacht, lacht am besten! Wir kriegen sie alle!«

»Ihr?« schrie jetzt der Rote, sprang auf, schob die schmierige Mütze noch mehr in den Nacken und stellte sich breitbeinig vor den Verhassten. »Jawohl, Ihr! Ihr kriegt sie alle! Die kleinen Diebe hängt man und die großen läßt man laufen!«

»Was soll das?« fuhr der Beamte auf.

»Oh, langsam, langsam, Freundschaft! Wir sind hier in Holland! Verstanden? Ihr kriegt sie alle, die Kleinen, die armen Teufel, die nichts zu beißen haben, damit der Herr Oberkontrolleur, der Assessor und die Herren von oben doch sehen, daß man hinter den Schleichträgern her ist . . . Sand in die Augen, Sand! Warum werden die reichen holländischen Gemüsehändler alle noch reicher?«

»Weil sie ehrlich arbeiten!«

»Ehrlich arbeiten! Wir kennen das! Weil sie mehr Tabak als Gemüse über die Grenze bringen, weil gewisse Leute an der rechten Stelle ein Auge zudrücken, oder zwei, wenn's sein muß, weil sie Halbscheid machen mit den reichen Pflanzenkrämern, die gut schmieren und am hellen Tage mehr schmuggeln, als ein armer Teufel in sieben Regennächten . . . Da liegt der Has' im Pfeffer! Geschmierte Räder knarren nicht!«

»Geht das auf mich?« rief der Angerempelte.

»Auf Euch?« höhnte der Rote. »Nee, doch nicht. Ihr seid ja zu dumm, um überhaupt einen zu kriegen!«

»Dann macht, daß Ihr nicht der erste seid«, Oettgers!« rief der Beamte und wurde blaß vor Erregung.

Ein Hohngelächter antwortete ihm.

Die Leute warfen das Geld auf den Tisch, machten Schramm, dessen Nasenflügel sich nervös auf und nieder blähten, ein Zeichen, tranken aus und gingen.

»Die Bagage! Diese Hungerleider!« zischte der Grenzwächter.

»Ja, ja! Wie man in den Wald ruft, so schallt es zurück,« sagte der Wirt achselzuckend und strich das Geld ein. «

»Es wird ihnen angekreidet, verlaßt Euch darauf.«

»Mir kann's ja einerlei sein, Herr Lanne.«

Der Gereizte antwortete nicht. Er warf einen bösen Blick nach dem Tische, wo vorhin die ihm wohlbekannten Schmuggler gesessen, musterte flüchtig

Schramm, der ihm immerfort den Rücken kehrte, und trommelte dann erregt mit den Fingern auf der Stuhllehne.

Schramm schien an dem ganzen Vorfall keinen Anteil genommen zu haben; aber Brot und Käse standen noch unberührt vor ihm, und die Streichhölzer, mit denen er gespielt, lagen zerbrochen umher.

Eine Zeitlang blieb er noch sitzen. Am hinteren Tische knisterte eine Zeitung; man schien dort zu lesen und ihn nicht zu beachten. Rasch legte er das Geld auf den Tisch und ging.

»War das nicht der Kerl, der die fünfzehn Monate abgekriegt, der Schramm?« fragte der Grenzwächter.

»Der? Keine Ahnung! Der Mann hier sah ja zehn Jahre älter aus!«

»Hm, hm . . . älter . . . allerdings, aber Gefängnisluft macht nicht jünger.«

Zweites Kapitel.

Vornübergebeugt schritt der Schmuggler durch die letzten Gäßchen Venlos, warf einen haßerfüllten Blick hinüber nach dem Dammerbruch, wo das Zollamt lag, und schlug dann einen einsamen, ausgefahrenen Feldweg ein. Die großen Gurkenbeete links und rechts vom Wege verhießen eine reichliche Ernte, während die von der Sonne verbrannten Bohnen- und Gemüsegelder einen trostlosen Anblick boten.

Schramm ging rüstig weiter. Der Weg war eintönig, nur die Grillen geigten im Grase, und in den Lüften trillerte eine Heidelerche. Einige Hundekarren kamen vorüber. Laufkäfer arbeiteten sich mühsam durch den mehlfeinen, heißen Sand. Ein grüner Sandjäger erhob sich zu kurzem Fluge.

Die Felder verloren sich allmählich und machten sonnverbranntem Ödland Platz. Eine halbe Stunde weiter lag eine ärmliche Schenke am Wege, die der gerühmten holländischen Sauberkeit wenig Ehre machte.

Vor dem Hause war eine bretteingezäunte, viereckige Bügelbahn angelegt, auf der einige Leute sich vergnügten, mit dem Schlagholz große Holzkugeln gegeneinander zu schieben. Die Männer waren

schweißtriefend so in ihr Spiel vertieft, daß sie den Ankommenden erst gewahrten, als er hinter den Birken her dem roten Oettgers zurief: »Schlecht gezielt, Willem!«

Ein heller Jubel brach los. Die Männer sprangen mit so lautem Halloh über die Planken der Bügelbahn, daß die ruppigen jungen Hähne, die dort gerade einen erbitterten Kampf ausfochten, flügelschlagend das Weite suchten.

Schramm stand unter den Versammelten und ließ sich etwas verlegen die Hände schütteln. Daß ihn der Klein damals gepackt hatte, kam ihm wie eine schmachvolle Niederlage vor, deren er sich schämte. Allerdings, daß er so lange hinter Schloß und Riegel gewesen, wob ihm in den Augen der Genossen sozusagen eine Märtyrerkrone und sicherte ihm ihr Mitleid — aber er wollte kein Mitleid, es drückte ihn, es verletzte ihn. Rache wollte er, nur Rache!

Die Männer schüttelten ihm wieder und wieder die Hand, lachten ihn an und schlugen ihm freundschaftlich auf die Schulter.

»Ja, ja!« sagte er jedesmal und lachte heiser. »Ja, ja!«

»Was ist's denn? Kann jedem passieren! Blas was drauf, Richard!« rief der rote Oettgers. »Die Hauptsache ist, daß du wieder da bist!«

»Komm herein, Richard. Komm herein!« sagten Derk und Jan, die Genossen des roten Riesen, und griffen nach ihren Röcken, die sie auf der Bügelbahn ausgezogen.

»Was ißt du?«

»Was trinkst du?«

»Ich bezahle natürlich.«

»Nein, ich!«

»Nein, ich!«

»Ach, laßt gut sein!« wehrte der Besitzer des kleinen Kottens, der die Schenke nur als Nebenerwerb führte und nachts meist auf Schleichgängen war. »Dummes Zeug! Heute werde ich doch nichts von ihm nehmen.«

Sie traten durch die offene Tür in die Küche, worin sich magere Hühner, schmutzige Kinder und junge Hunde herumtrieben.

»Hier herein!«

Der Wirt hatte die Tür links aufgeschlossen. »So, setzt euch. Nun sind wir unter uns . . . He, Draut! Wenn einer kommt, führe ihn rechts in die Stube. Verstanden?«

»Jawohl, Baas.«

Die alte, von der Gicht ganz gekrümmte Person nickte, brachte die Schnapsflasche, Zucker und Bier und setzte sich dann vor die Tür in die Sonne zum Besenbinden. —

«

Außer dem Wirt war noch ein sechster Schmuggler zugegen, der »schiefe Gerd«, wie ihn das Volk wegen seines Schleppfußes nannte. Die anderen betrachteten ihn halb wie einen Untergebenen; er legte die Wegemarken, spionierte, trat hin und wieder als Scheinträger auf und bekam einen geringeren Teil des Erlöses, weil er seines

Schleppfußes halber sonst zu nichts zu gebrauchen war. Er hatte schon zu viel getrunken, setzte die Mütze verkehrt auf, ahmte das Bellen eines Hundes nach, machte allerlei Dummheiten und lachte nach jedem Schluck, den er nahm.

»Willst du stopfen, Richard? Hier ist Tabak.«

»Nein, Derk; ich habe die Pfeife nicht bei mir,« antwortete Schramm und atmete schwer. Alles erinnerte ihn daran, woher er gekommen.

»Hier sind Zigarren; greif zu, zwei für eine! Schweres Kraut!«

Indes der Wirt dem Heimgekehrten schon das brennende Streichholz hinhielt, schoben die übrigen zuvorkommend die Flasche Genever neben sein Bierglas. Es hatte etwas Rührendes, wie die rauhen Gesellen sich bemühten, ihren Freund festlich zu bewirten, als müßten sie ihn für erlittene Unbill entschädigen.

Schramm war noch immer befangen; er fand das rechte Wort nicht, vergaß den üblichen Zucker in das saure Bier zu tun und trank sein Glas auf einen Zug aus.

»Bravo! Durst hast du noch und Courage wohl auch. Na, und das andere wird sich ja geben.«

»Aber blaß bist du draußen geworden!« meinte der schiefe Gerd.

Schramm lachte gepreßt. »Meinst du? Kann wohl sein! In so einem Hundeloch, wo die Sonne nicht scheint!«

»Nanu! Jetzt scheint sie dir ja,« sagte Oettgers und

warf dem Hinker einen ärgerlichen Blick zu. »Wolltest wohl von dem Lesetreter in Venlo nicht « erkannt sein, was?«

»Ja. Die hören so wie so noch früh genug von mir!«

»Ja, der! Die Flöhe hört er husten, der schlesische Bumskopf! Wo wir verkehren, steckt er die Spürnase hin. Am Tage nur, natürlich; käme er abends nach Venlo, könnte er sich wohl in der Maas wiederfinden, der Schmarotzer, der sich von den Gemüsehändlern traktieren läßt, daß einem die Galle überläuft!«

»Wenn der nicht bald versetzt wird, holt ihn der Teufel mit Haut und Haar!« schrie jetzt auch Jan, der bisher wenig zu sagen gewußt.

»Der holt seinesgleichen nicht!« lachte der schiefe Gerd, tastete unsicher nach seinem Glase und stieß es um. »Der holt eher — hahahaha! — uns alle! Dich — hahahaha — dich hat er ja schon geholt, Schramm! Du warst ja grade noch — hahahaha — im Fegfeuer!«

»Du bist ein Esel!« schrie der rote Oettgers den Trunkenen an. »Sauf, und halt's Maul, wenn du nichts Besseres weißt . . . Komm, Richard. Kopf hoch, Junge! Es ist ja vorüber.«

Zur Aufmunterung schlug er dem Freunde derb aufs Knie, lachte und schenkte ihm wieder ein; aber Schramm saß stumpf und müde da und antwortete nicht.

»Warst du schon zu Haus ·?« fragte Derk, als er sah, daß nichts aus Schramm herauszubringen war.

»Noch nicht; gleich gehe ich hin. Ich wollte euch erst sehen wegen der Absprache.«

»Natürlich! Du kommst zur rechten Zeit. Beim nächsten Neumond geht's los. Du tust doch mit?«

»Mit tue ich und abrechnen will ich,« — er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser hüpften — »abrechnen mit dem Schuft, der mich ins Loch gebracht! Ist er noch hier, oder hat man ihn versetzt?«

»Versetzt wurden der Karschminski, der Nazgeya und der Borowski; aber der Klein ist noch hier, den versetzen sie so leicht nicht, der ist scharf und kennt sich aus im Moor, wo die anderen, die von Posen und Ostpreußen kommen, nicht aus und ein wissen.«

»Ja, ja; der Klein versteht's! Dreimal hatte er dich jetzt schon, Schramm,« sagte der schiefe Gerd und lachte häßlich.

»Zum Teufel! Ja! Aber jetzt kriege ich ihn!«

»Gib acht, verbrenn' dir die Finger nicht. Der hat so wie so noch ein Hühnchen mit dir zu rupfen.«

»Mit mir?«

»Na, wegen der Hanne, die du ihm weggeschnappt hast.«

»Mir gehört sie, mir! Sie ist mein Weib, und wenn der Lump nur an sie denkt . . . Ha, er sollte nur!« schrie Schramm.

»Aber . . .«

»Was aber?«

»Sie ging doch sozusagen mit dem Klein, ehe du dazwischenkamst.«

»Aber ich kam dazwischen!«

»Das verzeiht er dir nicht, und . . .

»Und?«

»Man sagt: Alte Liebe — hahahaha! — alte Liebe rostet nicht!«

Der Trunkene lachte prustend, als ob er ersticken wollte.

»Rostet nicht?« Schramm fragte das mit einem Tone, der selbst den Trunkenen stutzig machte.

»Ja, so heißt's im Sprichwort.«

»Laß doch den Quasselmeier, Richard,« mischte sich jetzt der rote Oettgers in das Gespräch, aber Schramm hörte nicht auf ihn.

»Und weißt du noch mehr?« fragte er den Hinker.

»Der weiß ja überhaupt nichts,« riefen die anderen.

»Meint ihr?« lallte der Trunkene, durch die Widerrede gereizt. »Gedanken sind zollfrei, Kinder, sogar an der holländischen Grenze.«

»Was für Gedanken?«

»Wenn die Hunde den Dachs aus dem Bau gezerrt haben und alles ist wieder still, so schlüpft gern der Fuchs hinein.«

»Was willst du damit sagen?« Schramm stieß jedes Wort ächzend hervor; sprungbereit wie ein Raubtier saß er da.

»Daß er dich — hahahaha! — daß er dich nicht ohne Grund auf die Seite schaffen will!«

»Halt's Maul, du Hund, oder ich schlag dir den Schädel ein!«

Mit einem unverständlichen Wutschrei war Schramm aufgesprungen und hatte sich auf Gerd geworfen; mit der linken Hand umspannte er die Gurgel des Wehrlosen, in der rechten schwang er das schwere Henkelglas.

»Richard sei vernünftig . . . Richard!«

Aber er schüttelte die Genossen, die ihn zurückhalten wollten, als ob es Kinder wären.

»Zurück nimmst du's, zurück . . . oder . . .!«

»So laß doch los . . . ich . . . Ja, was habe ich denn gesagt? Ich . . . ich habe ja nichts gesagt, ich nehm's zurück, es war ja Spaß. Aber du bist ja wie toll, du kannst ja keinen Spaß mehr vertragen! Ich nehm's zurück!«

»Dein Glück war's.«

Das Glas kollerte unter den Tisch, die Faust löste sich.

»Es war Spaß.«

»Den Spaß . . . den Spaß kann ich nicht vertrag-en, den nicht!«

Die Männer umringten Schramm und drängten ihn unter begütigendem Zureden der Tür zu. Der Hinker blieb auf seinem Stuhl sitzen und der Wirt schloß ihn ein.

»Sei doch kein Narr, Richard. Komm! Der Kerl weiß ja nicht, was er sagt. Du siehst doch, daß er zuviel hat. Komm, mach' keine Geschichten!«

Schramm entwand sich den Händen seiner Freunde und ließ sich schwer auf der Bank vor dem Hause nieder.

»Ja, ja!« seufzte er.

»Er weiß ja nicht, was er sagt, der Quatschkopp!« meinte Derk begütigend. »Wenn er nüchtern wird, weiß er kein Sterbenswort mehr.«

»Er nicht, aber ich! Er sagt nur, was ich . . . was ich . . .«

Er würgte an dem Wort.

»Deuwel noch einmal!«

Er sprang auf und schüttelte die Faust.

»Abrechnen will ich mit ihm, mit dem Klein, abrechnen, so wahr ich hier stehe.«

»Ja, ja! Es wehrt dir's ja keiner. Kommt Zeit, kommt Rat. Das weitere wird sich finden.«

»Es findet sich auch, verlaßt euch drauf! Aber nun muß ich gehen. Wenn ihr mich braucht, so schickt mir Bescheid. Ich bin mit dabei, immer.«

»Gut also. Aber wart' einmal, du brauchst doch Geld,« sagte der Wirt.

»Ich weiß nicht, wann ich es wiedergeben kann.«

»Macht nichts. Kriegen wir die Kühe glücklich hinüber, nachher ist rasch alles in Ordnung,« sagte der rote Oettgers. »Wieviel kannst du ihm leihen?«

»Fünf Taler,« sagte der Wirt.

»Gut. Hole sie; ich stehe für ihn.«

»Ich auch!«

»Ich auch!«

»Ich vergesse es euch nicht,« sagte Schramm, »sicher nicht!«

Der Wirt brachte das Geld.

»So! und nun: Kopf hoch! Es liegt hinter dir; denk nicht mehr dran. Blas drauf!«

»Also bis morgen.«

»Bis morgen.«

Schramm ging davon. Die anderen sahen ihm lange nach.

»So'n armer Teufel!« sagte endlich Jan. Dann gingen sie wieder ins Haus, schlossen die Stube auf und erklärten dem Hinker, der sie verständnislos ansah, ein über das andere Mal, daß er der größte Esel auf Erden sei. Der Trunkene wider-sprach nicht; er legte den Kopf auf die Tischplatte und schlief bald schnarchend den Schlaf des Gerechten.

»Nun, nun! So ganz unrecht hatte der schiefe Gerd übrigens nicht!« bemerkte jetzt der Wirt.

»Oho! oho!«

»Aber was ist denn an der ganzen Geschichte?«

»Ihr kennt doch den Klein. So ein hergelaufener Polack wie die meisten Grenzjäger ist er nicht. Er stammt von der Grenze, wie wir, und wenn er auch scharf auf seinem Posten ist: traktieren läßt er sich nicht, und ein anständiger Kerl ist er auch . . .«

»Aber was hat er mit Schramms Frau?«

»Nichts, rein nichts. Früher allerdings, ehe er Soldat war, sah er die Hanne gern und sie ihn auch. Dann diente er in Potsdam und blieb nachher beim Regiment, weil er später auf einen guten Posten hoffte. In Urlaub kam er selten, da ihm das Reisegeld fehlte. Man sagt, er habe immer die halbe Löhnung seiner Mutter geschickt.«

»Der Lump? Der Klein?«

»Alles, was recht ist: das tat er. Da starb seine Mutter. Er kam zum Begräbnis, und wie er nun die Hanne fragen wollte, warum sie ihm so lange nicht geschrieben, da erzählten ihm die Leute, daß die Hanne den Schramm geheiratet habe und mit ihm draußen im Moor in der Torfgräberhütte wohne.«

»Pfui Deuwel! Schön von dem Mädchen war's nicht!« rief Jan.

»Gewiß nicht! Aber trau, schau, wem? Wie's zusammenhing, weiß ich ja selbst nicht; denn der Klein ist gar kein übler Kerl, der hätte zehn Mädels haben können, ehe der Schramm eines fand. Nun ja: Weiberlaunen sind wie Aprilwetter.«

»Und was sagte Klein damals dazu?«

»Also den! soll er gesagt haben, den also! Er wußte ganz genau, daß der Schramm im schwarzen Buch stand von wegen des Schmuggelns. Kurz und gut — ich weiß es vom Feldwebel Rengelchen, der mit ihm gedient hat — als im Herbste seine Zeit um war, nahm er nicht die gute Stelle in Bonn beim Bergamt an, die man ihm geben

wollte, sondern er kam hierher und wurde Zollbeamter.«

Oettgers stieß einen Pfiff aus. »Also darum?«

»Darum, natürlich. Kein Mensch konnte den Schramm früher kriegen. Aber seit der Klein hier ist, na, ihr wißt ja: dreimal schon hat er ihn gepackt, und sie sind noch nicht fertig miteinander.«

»Nein, fertig sind die noch nicht miteinander; ihr kennt ja den Richard!«

»Weiß der Henker, was daraus wird!«

»Aber das mit der Frau! Ist er wirklich hinter ihr her?«

»So sehr ich den Spürhund hasse: Nein, das tut er nicht, das ist gelogen. Alles, was recht ist: Charakter hat er. Ich weiß ganz genau, daß er die Hanne niemals wieder aufgesucht hat, auch nicht, als der Schramm hinter Schloß und Riegel war. Ich tät's auch nicht, wenn's mir ein Mädels so gemacht hätte. Und wißt ihr das Schönste? Als Schramm im Gefängnis saß, hat Klein dem schiefen Gerd sogar Geld gegeben, daß er für die Frau die Brache und Aussaat besorge, damit sie mit ihrer Mutter und dem Kinde nicht ganz ins Elend käme. Der Gerd hat's in seinem Dusel eben ausgeplaudert, ehe ihr kamt.«

»Das tat der Klein?«

»Eben der!«

»Hm! Schade, daß so ein Kerl unter die Grenzjäger gegangen ist. Verwünscht, schade!«

»Und nun geht der besoffene Esel hin und muß dem Schramm den Floh ins Ohr setzen! Weiß der Kuckuck

was daraus wird!«

»Gebt acht, das setzt noch was ab. Meinst du nicht auch, Willem?«

Oettgers saß nachdenklich da und antwortete nicht gleich. »Haltet nur reinen Mund von wegen der Brache, das setzt böses Blut,« sagte er endlich. »Wenn Schramm das erfährt, gleich macht er sich einen Reim darauf, und dann ist die Geschichte fertig!«

»Ja, ja! Der Klein hat auch dem schiefen Gerd besonders auf die Seele gebunden, daß er Schramms Frau nicht sage, wer ihn für die Arbeit bezahlt.«

»Um so besser. Aber sorgt nur, daß der schiefe Gerd später nicht die ganze Sache ausplaudert; denn der Schramm . . . Ihr wißt, in so was ist mit ihm nicht zu spaßen!«

Drittes Kapitel.

Schramm ging weiter, ohne noch einmal nach seinen Genossen zurückzusehen. Es war ihm, als sei die Luft drückend schwer, und er spuckte mehrmals aus wie einer, der viel Staub geschluckt hat.

An den schiefen Gerd dachte er eigentlich nicht mehr; der Kerl war im Grunde genommen doch zu dumm, als daß er sich über ihn ärgern sollte. Aber an den Zollwächter dachte er, und dann biß er unwillkürlich die Zähne heftig zusammen.

Eine Wasserjungfer flog an ihm vorüber — er schlug nach ihr; ein grüngoldener Laufkäfer schleppte einen Wurm über den Weg — er zertrat den Sieger und den Besiegten. Er wußte gar nicht, was ihm durch den Kopf ging, was in ihm bohrte; alles war so verschwommen, ohne Namen und doch so beängstigend. Etwas Quälendes lag aus ihm, immer schwüler, immer schwerer. Ruckweise krampften sich seine Hände zusammen; aber sie fanden nichts, was sie packen, zerbrechen und zerstören konnten, höchstens schnitten ihm die Nägel ins Fleisch.

Er schlug im Weitergehen mit dem Knotenstock nach den weißrindigen Birken am Wege, nach dem

krüppelhaften Wachholder, nach den schlanken Ruten des Faulbaumes Es tat ihm förmlich wohl, wenn die Zweige knickten, wenn die Büschel Schild- und Tüpfelfarn, die er absichtlich in den Boden trat, unter seinen schweren Schuhen knirschten, als ob es etwas Lebendiges wäre . . .

Wie's ihn quälte, wie's ihn drückte! Wie sollte er es nennen? Was wußte er? Aber all das Widerwärtige, all das, was ihm den Atem nahm: zertreten wollte er's, vernichten . . . mochte es knirschen, mochte es! Damals, als er zuletzt hatte ins Gefängnis müssen — so lange, so unerhört lange! — da war's zuerst über ihn gekommen. Es trieb ihm die Galle ins Blut, es nahm ihm die Luft, es drückte ihm die Brust ein, dies Gefühl, dies widerwärtige Gefühl!

War es die Demütigung, seinen Meister gefunden zu haben, immer wieder besiegt worden zu sein? War es die Gefängnisluft, der stille, fressende Groll und der Durst nach Rache? Oder waren es die hilflosen, unglücklichen, geängstigten Augen seiner Frau?

Wie ein Gespenst hatte es nachts in der Gefängniszelle auf seinem Strohlager gekauert, es hatte ihm aufs Hirn gedrückt, und er hatte mit ihm gerungen stumm und grimmig durch all die qualvollen Nächte, wenn das Leichenhuhn schrie oder wenn von fern junge Burschen sangen. Und als dann endlich die schwere Gefängnistür krachend hinter ihm zugeschlagen, als er den ersten Schritt in die Freiheit getan, da hatte er aufgeatmet wie

ein Erlöster, da war es, als läge es gefesselt hinter ihm in der Zelle, worin die Sehnsucht ihm die Seele so wund und müde gemacht.

Und nun war es ihm doch nachgeschlichen, nun trug er es mit in die Heimat, es saß ihm im Nacken, daß er ihn unter der unsichtbaren Last beugte, und es schnürte ihm die Kehle zu, daß er stehen bleiben mußte, um nach Atem zu ringen . . .

Er war rascher gegangen, als er beabsichtigte. Weit hinter ihm lagen die Felder und die armen Kotten mit ihren moosbewachsenen Strohdächern. Schon ging der schmaler werdende Weg mitten durch die Heide und zeichnete sich mit seinem fast weißen Sand scharf von den tiefgrünen, starren Büschen des Besenginsters ab, die ihn umsäumten. Die Glockenheide ringsum war bereits verblüht und hier und da von den Weibern der Besenbinder geschnitten; aber die Moorheide blühte noch in voller Pracht, und auch die kleinere Sandheide erschloß ihre lieblichen Glöckchen. Er riß sich einige Zweige ab, warf den Knotenstock fort und sah sinnend über die weite Ebene, deren zartes Blütenrot seinen Augen wohltat. Wie sehr er diesen unbehinderten Blick in die Weite entbehrt, fühlte er jetzt erst ganz klar. Unzählige Bienen, welche die Imker zur Honigweide gebracht, summten durch die Luft; wie schwarze Striche schwirrten sie einem förmlich vor den Augen, wenn man lange nach dem tiefblauen Himmel sah . . .

Erschrocken fuhr Schramm empor; aber dann lachte er: es war ja nur eine Biene gewesen, die ihn in den Hals gestochen. Er betrachtete auch das als einen Gruß der Heimat. Wenn einmal fremde Landmesser oder Blumensammler in die Heide kamen und von Bienen gestochen wurden, schwoll ihnen die Haut gleich zu Beulen. Bei ihm und den Bewohnern des Moors machte das nichts, es schwoll kaum an; er war darauf geacht, wie er Fremden oft lachend versichert hatte.

Der Bienenstich hatte seine Stimmung entschieden gebessert. Er dachte an seine eigenen Bienen und schritt weiter. Fünfzehn Stöcke hatte er gehabt; im ersten Jahre seiner Ehe hatte ein einziger Stock fünfzig Pfund Honig gebracht. Sein kluger Junge, der erst fünf Monate alt war, als er damals gepackt wurde, hatte den Honig so gern von seinem dicken Finger gelutscht. Er lächelte, als er daran dachte, er sah dabei ganz anders aus als sonst.

Der weiße, trockene Sand wurde mißfarbig-braun und überzog ihm die Schuhe und die Hosen bis ans Knie mit einer matten, rotbraunen Staubschicht. Es war der Torf, der sich hier schon unter den Sand mischte. Schramm wußte das und pfiff ein Lied vor sich hin. Weiter links lagen auch schon hohe Haufen Torfstreu, die in der Sonne trockneten. Schramm blieb stehen. Zwei Steinwürfe von ihm, umgeben von hoffnungsvoll aussehenden Äckern, lag hinter hochstämmigen Birken unter seinem mächtigen, grünbemoosten Strohdach ein Bauernhaus,

größer als sonst die ärmlichen Kotten in der Gegend.

Eben ließ ein Mann in Hemdsärmeln an einer langen Stange einen Eimer in den Brunnen. Schramm pffte ihn auf den Fingern und winkte. Der Mann zog den Eimer in die Höhe, stellte ihn neben den Brunnen und kam dann in seinen großen Holzschuhen schwerfällig dem zwischen den Birken auf ihn Wartenden entgegen. Er grinste vergnügt, als er den Heimkehrenden erkannte.

»Daantje!« sagte Schramm zur Begrüßung und reichte dem alten Knechte die Hand.

»Schramm!« antwortete dieser und hielt ihm den Tabaksbeutel zum Stopfen hin.

Schramm lehnte dankend ab. Er sprach Holländisch mit dem Knechte und fragte ihn, was es Neues gebe.

Der Alte spritzte den Saft seines Kautabaks in kühnem Bogen zwischen den Zähnen heraus, warf die alte Prieme weg und zeigte auf ein halbwüchsiges, braunes Fohlen, das neben einer Stute weidete. »Ist schon verkauft.«

»Sonst nichts?«

»Die Händler aus Preußen kaufen in diesem Jahre unsern Honig für sieben Groschen das Pfund.«

»Und . . .« Schramm hustete einmal. »Und der Klein?«

»Klein?«

»Hat er sich nicht hier herumgetrieben oder . . . an meinem Hause, als ich weg war?«

»An Eurem Hause? Warum?«

»Ich . . . ich meine nur so.«

»Seit Ihr fort wart, sah ich ihn nie in der Gegend.«

Schramm atmete auf. »Um so besser. Er wird bald Wind bekommen, daß ich wieder hier bin. Merkt Ihr was . . . nun Ihr wißt ja!«

Der Knecht nickte, schnitt sich ein neues Stück Kautabak ab und schob es in den Mund.

»Also, Daantje!«

»Wird besorgt!« sagte der Alte und ging schlurfenden Schrittes dem Brunnen zu.

Schramm setzte seinen Weg fort, ohne im Gehöft selbst vorzusprechen. Der Baas war um diese Zeit so wie so nicht da, und Weibergeschwätz war ihm jetzt zuwider.

»Also nicht!«

Er sagte das laut vor sich hin; die Luft schien ihm weniger schwül als vorher.

Der Sand verlor sich, der Boden wurde feuchter. Hier und da dehnten sich große Tümpel mit fettglänzendem, schwarzem Wasser, aus dem Igelkolben und Binsen ragten. In den Weiden sang ein einsamer Rohrsänger sein verzagtes Lied; ein schwarzes Bläßhuhn schwamm in unstäten Wendungen über das ölige Wasser. Der Weg schien sich zu verlieren — das geheimnisvoll brodelnde Moor war erreicht.

Schramm ging schneller. Er strich mit der Hand über die raschelnden Binsen, die hier der Heide den Platz streitig machten, und über die Riedgräser, als wären es alte Bekannte, die er grüßte. Aus dem filzigen,

blaßgrünen Torfmoos ging sein Fuß fast unhörbar; nur hin und wieder quirlte das Wasser. Das Wollgras ließ seine silberweißen Fahnen in der Sonne glänzen, verkrüppelt nickte hier und da ein Wachholderbusch neben schwächtigen Birken, denen man ansah, wie ungestüm die Herbst- und Winterstürme sie zausen mochten. Schramm pflückte sich einige Wachholderkörner und kaute sie mit sichtlichem Wohlbehagen, obschon sie noch nicht reif waren; er tat es nicht nur, weil sie nach Genever schmeckten.

Weit hinter ihm lagen jetzt die Felder, Höfe und Kotten der Bauern, die mächtigen Haufen von Torf- und Heidestreu, die sich wie schwarze Klumpen am Himmelsrande abhoben. Hinter ihm lag der Lärm der Stadt, der sich beängstigend bis in seine Zelle gedrängt hatte, der Rauch der Fabrikschlote und der Hader der Menschen.

Die schwüle, brütende Einsamkeit des Torfmoors umfing ihn. Rauchsäulen gleich wirbelten ganze Schwärme von Mücken vor ihm auf; ihn störte es nicht. In alten, verlassenen Torfgruben, worin zwischen dem Kolbenschilf das fettige Wasser blinkte, beschrieben stahlblauglänzende Taumelkäfer wirre Kreise und Spirale; große Wasserjungfern mit dicken Köpfen und glasartig schimmernden Flügeln schienen regungslos über ihnen in der heißen Luft zu hängen, um dann mit plötzlichem Ruck den einsamen Wanderer zu

umschwärmen. Er schlug nicht nach ihnen, wie vorhin; er war in einer fast weichen Stimmung, seit ihn die feuchtwarme Sommerluft der Heimat wie der Dunst in einem Treibhause umfing.

Für den Uneingeweihten hatte sich der Pfad mittlerweile fast gänzlich verloren. Schramm aber schritt ruhig über Moos und Rasen, zwischen dem unheimlich das Wasser gluckste. Er kannte jeden Schritt im weiten Moor, wo der Weg durch versenkte Reisigbündel, Faschinen, für nicht zu große Last sicher gemacht worden war.

Er blieb stehen. Links lag die Strecke, wo sonst die Moorschnepfen herumstrichen, wo im Winter die Brandente einfiel und die Moorgans, die er mit seiner alten Flinte oft genug auf verbotenen Wegen gepürscht hatte. Er lächelte, als er daran dachte, und ging nun um so rüstiger weiter.

Nach einer halben Stunde machte er aufatmend Halt. Am Rande einer Sandblöße, die sich wie eine Landzunge ins Moor verschob, lag eine Torfgräberhütte. Sie sah trostlos genug aus. Die Wände, nur hier und da von alten, verwitterten Balken gehalten, waren roh aus Torfquadern hergestellt und nur stellenweise mit Lehm verschmiert. Das moosgrüne Dach schien aus Reisig, Rohr und Schilf hergestellt zu sein und war so niedrig, daß man es mit der Hand erreichen konnte.

Schramm war jetzt einen Steinwurf weit von der Hütte

entfernt. Er blieb stehen, hielt den Atem an und lauschte angestrengt. Alles blieb still, so still, daß er deutlich hören konnte, wie nebenan in dem großen Wassertümpel die Moorgrundeln schnalzend an der Oberfläche des Torfwassers nach Luft schnappten. Er sah nicht hin; sein Blick hing unverwandt an der Hütte. Er räusperte sich — einmal, zweimal — absichtlich laut, weil es ihm unmöglich schien, so ohne weiteres den Seinigen entgegenzutreten.

Doch bei der Hütte blieb alles still, unheimlich still. Der Heimkehrende schluckte krampfhaft; denn wie ein Knoten stieg es ihm im Halse empor. Noch einmal hustete er laut, tat dann rasch einige Schritte vorwärts, blieb wieder stehen und pfiff kurz und gellend auf den Fingern. Einige Frösche plumpsten erschrocken ins Wasser; sonst regte sich nichts.

»Zum Deuwel auch!«

Das Gesicht Schramms verfinsterte sich. Er wartete noch einen Augenblick, biß dann ärgerlich die Zähne zusammen und ging rasch auf die Hütte zu.

Die Türe stand weit offen.

»Hanne!« rief Schramm. »Großmutter!«

Man antwortete nicht, und erregt trat er ein.

Der einzige Raum, den die Hütte bildete, war leer. Im Hintergrunde qualmte aus einer Vertiefung des steinbelegten Bodens ein schwaches Torfffeuer; dünne Rauchwölkchen zogen hinauf in den mächtigen

Rauchfang, aus dem eine starke Kette niederhing, an die man sonst den eisernen Kochtopf befestigte. Der stechende Geruch des langsam verkohlenden Torfes machte sich unangenehm bemerkbar. Links und rechts von der Feuerstelle war ein kleiner Anbau ohne Licht und Luft. Schramm schob ungeduldig den Vorhang zurück. Hier befand sich die Schlafstelle für die Großmutter, kaum so hoch wie ein Mensch. Man kroch auf das erhöhte Strohlager wie in eine Hundehütte. Der armselige Raum war ebenfalls-leer.

»Hanne!« rief Schramm wieder, ging auf die andere Seite und schob dort den bunten, geblühten Vorhang von dem breiteren Raume weg, der ihm und seiner Frau als Schlafgelaß gedient.

»Auch nicht!«

Nach der merkwürdig geschnitztem bunt bemalten Wiege hatte er schon beim Eintritt gesehen; die Seinigen mußten also ausgegangen sein.

Er setzte sich an den Tisch und schnitt sich ein Stück Brot ab, das er gierig zu essen begann. Mitten drin sprang er auf, stellte sich in die Türe und pfiff vier- bis fünfmal schrill und anhaltend auf den Fingern. Dann setzte er sich wieder, nahm einen Schluck von dem lauwarmen Wasser, das man so weit herholen mußte, weil das Moorwasser ungesund war, schüttelte sich und warf dann gedankenlos einige große Stücke Torf auf die Glut. Der widerwärtig riechende, stechende Qualm verflog sich halb ins

Zimmer; er stach förmlich in Nase und Augen.

Schramm griff nach seiner Pfeife und stopfte sie; aber er vergaß, sie anzuzünden. An der Wand hingen zahlreiche kleine, buntfarbige Heiligenbilder, um die man als Zierat Kränze von ausgeblasenen kleinen Vogeleiern geschlungen. Er zählte sie mehrmals vor- und rückwärts und wußte doch nie, wie viel es waren. Eine Zeitlang ging er in dem Raume auf und ab, brachte die Wiege ins Schaukeln, warf noch mehr Torf zu der glimmenden Masse, ging wieder an die Türe, setzte das alte Spinnrad in Bewegung und riß dann das kleine Fenster auf, das einzige, das die Hütte aufwies.

Eine halbe Stunde war indes vergangen, es kam immer noch niemand; Schramm wurde ungeduldig. Er kam sich ganz fremd vor in seinem eigenen Heim; er nahm allerlei Dinge in die Hand, als ob er sie nicht kenne, und legte sie wieder weg, ohne zu wissen, daß er sie überhaupt berührt. Schließlich hielt er's drinnen nicht mehr aus. Er ging ins Freie und sah nach dem kleinen Felde, das nicht weit von der Hütte lag. Es war nicht übel bestellt; eine bundige Hand mußte hier die Brache besorgt, das Moor gebrannt und in die warme Asche Buchweizen und Moorhirse gesäet haben. Drüben, wo es mehr sandig war, wuchsen sogar Kartoffeln. Er riß einen Strauch aus und zählte die Knollen; es waren ihrer zwar nur halb so viel als auf den Feldern bei Wesel, wo er als Soldat gedient, aber er schien überrascht, daß die rauhschaligen Kartoffeln hier

so dick geworden.

Noch einmal pfiff er und lauschte, dann ging er an die Bienenstände.

»Zum Henker!«

Sechs der strohgeflochtenen Körbe lagen leer und umgestülpt in der Sonne, um auszutrocknen. Man schien es beim Schwärmen versehen zu haben — sechs Stück! — es ärgerte ihn. Von drei weiteren Stöcken waren die Fluglöcher so schwach besetzt, daß er stutzig wurde. Er holte ein Drahtgeflecht, zog es vors Gesicht und ließ das am Rande der Drahtmaske befestigte blaue Schürzentuch über Kopf, Hals und Schultern fallen. Dann hob er vereinzelt Stöcke auf und machte ein enttäushtes Gesicht; sie waren zu leicht, viel zu leicht! Er würde im Winter noch füttern müssen; das fehlte gerade noch.

Wäre er kein so guter Imker gewesen, er würde in diesem Augenblicke nach den Bienen geschlagen haben; denn sie umschwärmten ihn aufgereggt, konnten ihm indes wegen der schützenden Gesichtsmaske nichts anhaben. Ohne sich durch die Angriffe der Bienen im mindesten stören zu lassen, nahm Schramm einen neuen Korb, drehte ihn um, sah hinein und warf ihn dann zornig zur Erde; bei den zwei letzten ging's gerade so. Die Schwärme mußten zu schwach gewesen sein, sie hatten den Wachsmotten Platz gemacht, die am Flugloche ihre Eier abgelegt, aus denen sich große, fette Maden entwickelt hatten. Die häßlichen, gelbweißen Tiere

krochen raupenartig zwischen den Waben herum, aus denen sie den Honig gefressen hatten. Der Imker nahm die zerfressenen Wabenreste aus den Körben und quetschte sie mit den Händen zu einem Wachsballen zusammen, den er in die Rocktasche steckte. Dann klopfte er die feuchten Körbe aus und zertrat einige der fetten Larven; als er aber sah, daß die herbeilaufenden Hühner die Larven der Wachsmotten gierig verschlangen, trug er die leeren Körbe aus dem Bereiche der schwärmenden Bienen und überließ sie den Hühnern zur Säuberung.

Unterdessen war wieder eine halbe Stunde verstrichen, und Schramm hielt aufs neue Ausschau; als sich aber nirgendwo ein menschliches Wesen blicken ließ, ging er zurück in die Hütte. Diesmal steckte er seine Pfeife an, malte mit dem Finger auf dem Tisch — und ließ die Pfeife wieder ausgehen.

Oben an der Wand hing in einem geräumigen Käfig eine schlanke Lachtaube, die der Großmutter gehörte. Die alte Frau schrieb dem Tierchen wunderliche Heilkräfte zu. Sie hatte wiederholt Anfälle von Gesichtsrose gehabt und band dann die Taube jedesmal in einem Tuche auf die entzündete Stelle, weil sie glaubte, der Vogel ziehe ihr den Brand weg. Jetzt war das Tierchen recht munter. Von seinem hohen Standort sah es auf den am Tische Sitzenden herab, machte allerhand wunderliche Verbeugungen vor ihm und lachte in kurzen Absätzen.

Das eigentümliche Lachen klang in der großen Stille ringsum noch auffälliger, eindringlicher. Dem Einsamen wurde es lästig. Es ärgerte, es reizte ihn, dieses abscheuliche Gelächter, es ging ihm in die Fingerspitzen, trieb ihn vom Stuhle auf und quälte ihn, bis er den Käfig von der Wand nahm und ihn hinter das Haus trug.

Als Schramm zurückkam, begann er ein Lied zu pfeifen, vergaß aber nach wenigen Takten die Fortsetzung. Oben am Balken in der Ecke hingen zwei Stücke Speck. Schramm stieß einmal mit dem Besenstiel gegen die Stücke, um die Fliegen davon zu verscheuchen. Dann setzte er sich nieder.

Lange verharrte er so regungslos; plötzlich hob er den Kopf wie ein wachsamer Hund. Draußen — wenn das Torfmoos auch noch so weich war — er kannte diesen Schritt: das war sie!

Seine Hände faßten die Tischplatte, vorgebeugt starrte er nach der offenen Tür. Ein Schatten fiel über den Weg, der Sand auf der Steinplatte knirschte — Jetzt!

Das Weib, das bisher in sich selbst versunken Heide und Moor durchschritten, fuhr wie aus wachem Traume erschrocken auf. Es zuckte heftig zusammen, als es den Heimgekehrten plötzlich vor sich sah, erbleichte und stieß einen Ton aus wie ein Erstickender, der nach Luft ringt.

Auf Schramms Gesicht lag eine furchtbare Spannung. Er sah, wie sein Weib erschrak, wie es förmlich taumelte

und sich mit dem Rücken an die Wand lehnte; aber er sagte nichts, er stand nicht auf, er kaute und schluckte nur, obschon er nichts im Munde hatte, und brachte schließlich doch nichts heraus, als nur das eine Wort:

»Hanne!«

Da tat die Frau einen Schritt auf ihn zu, blieb dann stehen, als packe sie eine unüberwindliche Furcht, knickte in die Kniee und warf schluchzend die Arme über einen Schemel.

»Richard! Richard!«

Schramm sagte nichts. Mit einem unwirschen Ruck riß er seinen Stuhl herum, wandte sich ab und stützte den Kopf in die Hand. Aus dem Schluchzen, aus jedem Tone klang ja nur Anklage gegen ihn, nur Vorwurf, Vorwurf, Vorwurf!

Er biß die Zähne aufeinander, er krampfte die Fäuste »Jaja!« sagte er, »ja, ja, ja, ja!!«

Er schrie es zuletzt nur noch und sprang auf wie rasend. »Ja du! Heul nur! Du, du!!«

Die Frau sah ihn an mit entsetzten, hilflosen Augen; unwillkürlich folgte ihr Blick dem im Zimmer auf und ab Laufenden; sie vergaß ganz, vom Boden aufzustehen und strich geängstigt fortwährend durch ihr nachtschwarzes Haar.

»Richard!«

»Laß mich! Aber rächen will ich mich an dem . . . an dem . . .!«

Er trat in die Tür und schüttelte drohend die Faust nach dem Moor hin.

»Steh auf!«

»Ja; ich hab so Angst . . .«

»Jawohl, Angst! Nichts als Angst! Aber rächen will ich mich an dem . . .!«

Er stieß die Holzschuhe beiseite, daß sie über den Boden kollerten; dann warf er sich auf einen Stuhl und starrte lange in dumpfem Brüten zu Boden.

»Wo ist das Kind?« fragte er endlich.

»Es ist gar nicht gut. Die Groß ist mit ihm in die Sonne; sie sagt, er hätte das Sumpffieber.«

»Das Sumpffieber? Unser Junge?«

»Die Groß hat ihn mitgenommen. Sie holt ihm Fieberklee, sie muß gleich zurück sein. Er ist sehr krank, Richard!«

»Auch das noch! Wo warst du so lange?«

»Ich habe die Besen verkauft.«

Sie legte einige kleine Münzen auf den Tisch. »Das hab ich eingenommen.«

»Hier hast du Geld.«

Er warf die Silberstücke auf den Tisch, als ob sie gar keinen Wert für ihn hätten.

»Richard, ist das von Oettgers?« rief die Frau erschrocken.

»Nimm es!«

Er sagte das so heftig, daß sie betroffen schwieg und

das Geld weglegte.

»Da kommt die Groß!«

Eine alte Frau mit rot entzündeten Augen trat ein. Es war Schramms Schwiegermutter, welcher der ewige, beißende Torfqualm die Augen verdorben hatte, wie fast allen älteren Leuten, die im Moor wohnten.

»Groß!« sagte er, ohne sich darum zu kümmern, daß die Alte kein Wort des Willkommens für ihn hatte. »Das Kind!«

Er wickelte das etwa zweijährige Kind aus dem Tuche und riß erschrocken die Augen auf. Das furchtbar abgemagerte, kleine Geschöpfchen, nach dem der Tod schon seine Hand ausstreckte, wimmerte nur.

Die Frau nahm es ihm sachte aus den Armen.

»Mein Jung!« sagte er und sah auf das Kind. »Mein Jung!« -

Dann ließ er sich auf einen Stuhl sinken, legte den Kopf auf den Tisch und weinte.

»Ja, jetzt, wo es zu spät ist!« sagte die Alte hart und lachte häßlich.

Da sprang er auf, schnappte das Brotmesser vom Tisch, drückte die Alte wider die Wand und hielt ihr das Messer vor die Augen. »Lach nicht!« schrie er. »Lach nicht!«

Sein Weib riß ihn zurück und stellte sich mit dem Kinde zwischen die zwei.

»Jesus, Maria!« kreischte die Alte. »Jesus . . . Jesus,

Maria!«

Viertes Kapitel.

Am anderen Morgen war Schramm schon in aller Frühe an der Arbeit.

Er schnitt den mäßig dicken Stamm einer früher von ihm gefällten Schwarzpappel in gleich große Stücke und schichtete sie unter dem vorspringenden Dache zum Trocknen auf, weil er im Winter Holzschuhe daraus schnitzen wollte.

Dann fettete er die Säge ein, hing sie weg und besichtigte die Laufgräben, Gruben und Schächte, die er ehemals nicht weit von seiner Hütte zum Abziehen des Wassers angelegt hatte. Hier, wo im Frühjahr ein ganzer Nixengarten von Iris und Seerosen erblüht war, trieben jetzt Blutegel, Wasserschnecken und Teichmuscheln ihr stilles Wesen. Sie sollten bald gestört werden; Schramm, der bemerkte, daß die trockenen Torfvorräte erheblich abgenommen hatten, zog die großen Holzschuhe und den groben, grauen Arbeitskittel an, nahm ein Grabscheit und ein Brett und machte sich ans Werk.

Er erweiterte eine der Gruben, indem er an ihrem Rande eine Lage Moos und Erde abstach, die doppelt so breit war, als das Brett, das er auf dem nach unten zu immer weicher werdenden Boden unter die Füße legte,

um nicht einzusinken. Mit dem Grabscheit stach er die formlose, schwarze, zähschmierige Masse, den Torf. Das Brett immer abwechselnd rechts oder links legend, kam er schließlich in der Grube hinab bis an die Oberfläche des braun-schwarzen Wassers. Er schwitzte und warf den abgestochenen nassen Torf keuchend empor aus der Grube. Schließlich grub er für sich selbst einige Treppenstufen, warf das Grabscheit dem Torf nach und pfiß seiner Frau. Sie warf ihm das eine Ende des Seiles zu, das sie selbst straff hielt, nahm das Brett, das er ihr reichte und half ihm dann; indem sie an dem Seile zog, sich aus der dunstigen Grube herauszuarbeiten.

Mittels eines Holzrahmens preßten die zwei nun die regelmäßig abgestochenen Klumpen des zähen Torfbreies in Ziegelform und stellten die »Klütten« dann so auf, daß sie von Sonne und Wind getrocknet werden konnten.

»Wenn wir acht bis zehn Tage so weiter arbeiten, haben wir wohl genug für den Winter,« sagte die Frau.

»Und schließlich sorgt dann der endlose Regen im Herbst dafür, daß der halbtrockene Torf bald wieder zerfließt,« entgegnete Schramm verdrossen.

Die Frau hielt mit der Arbeit inne.

»Richard, wenn wir stets so fleißig schafften wie heute, stünd es besser um uns.«

»Wie meinst du das?«

»Die Glockenheide ist gemäht; die Groß kann manchen Besen draus binden, und Geld bringt das immer

noch ein. Im Winter schnitzen wir Holzschuhe, und wenn wir im Frühjahr und Sommer so fleißig Torf stechen wie heute, können wir so viel an die Händler verkaufen, daß wir den Winter über im Dorf wohnen können.«

»Im Dorfe wohnen! Jawohl! Damit die Leute besser mit Fingern auf mich weisen können: ›Der da!‹ Zum Deuwel! Hier bleib ich, und damit basta!«

»Aber wenn wir . . .«

»Wenn wir? Sag doch nicht immer ›wir!‹ Mich allein meinst du, ja, mich allein! Also: wenn du fleißig bist, wenn du nicht immer herumlodderst, wenn du dich krumm arbeitest und dich duckst, wenn du lieber hungerst, als daß du über die Grenze gehst, wenn du schuftest neun lange Monate wie ein Tier, dann kannst du drei Monate lang im Dorfe wohnen, wo dir jeder Lump nachsagt: ›Der da! Der hat gesessen!‹ Ich danke! Ich weiß, was ich zu tun habe.«

»Das weißt du nicht, Richard. Was nutzen dich denn die paar Gulden, die du mehr verdienst, wenn sie dir auflauern auf Schritt und Tritt, wenn du monatelang weg mußt und wir hier sitzen und nicht ein noch aus wissen? Laß uns wegziehen von hier, wo unser Kind am Sumpffieber stirbt, laß uns irgendwo ehrliche Arbeit suchen, wo uns kein Mensch kennt. Geh nicht mehr unter die Schwärzer, Richard, geh nicht mehr! Es ist dein Unglück, es ist dein Unglück!«

»Mein Unglück!« — er sagte es ganz heiser —»mein

Unglück! Aber so geh ich nicht, so nicht! Ich laß mich nicht treten, abrechnen will ich!«

»Mit wem?«

»Das fragst du? Du!«

»Ich, ja! Wenn sie dich fingen, so warst du auf verbotenen Wegen, nicht sie. Was sie getan, war ihre Pflicht, und wenn jemand seine Pflicht tut, so muß man ihn . . .«

»Umbringen!« schrie Schramm außer sich.

»Umbringen werde ich ihn, hörst du . . . Umbringen!«

Er sagte das mit furchtbarer Entschlossenheit; seine Augen funkelten wie die eines Tigers.

Mit einem unverständlichen Laut fuhr Hanne zurück. Das entmenschte Gesicht ihres Mannes ängstigte sie und trieb sie hinaus; mit fliegenderm Haar und flatternden Kleidern jagte sie am Hause vorüber, immer weiter, atemlos durch Riedgras und Seggen.

Einen Augenblick stand Schramm verblüfft und sprachlos, dann stieß er einen gurgelnden Ton der Wut aus, senkte den Kopf wie ein gereizter Büffel beim Angriff und jagte in wilden Sprüngen hinter der Fliehenden drein; barfuß lief er, denn die schweren Holzschuhe hinderten ihn und flogen ins Geröhr.

»Die will . . . die will . . .!«

Es war ihm ganz rot vor den Augen — der Himmel, die Heide, das Moor, alles verschwamm und er sah nur noch einen Punkt, einen flammenden Punkt, der ihn nach

sich zog wie ein Irrlicht im Dunkeln.

Jetzt verschwand sie hinter den Erlenbüschen, jetzt erlosch der Brand, der ihm vor Augen gelobt, er sah wieder den Pfad und das Moor — nur sie sah er nicht mehr; aber er hörte, wie die Binsen unter ihren Füßen knackten. Er wußte, daß sie auf dem Pfade im Bogen lief; sinnlos vor Wut, um ihr den Weg abzuschneiden, sprang er vom Pfade quer durch die Büsche, wo der von der Sonne festgebackene Morast unter ihm in trägen Wellen schwankte, wo das Wasser dumpf im Grase schülperte, wo unter jedem Tritte giftige Gasblasen glucksend aus der verborgenen, unheimlichen Tiefe kamen.

Jetzt schrie sie auf, jetzt sah sie ihn über die schwankende Schlammkruste springen, wo jeder Schritt den Tod bringen konnte. Das Entsetzen bannte ihren Fuß, und in einem wahnsinnigen, gellenden Schrei äußerte sich die Angst, daß er sie erreichen, die Furcht, daß er verunglücken könne.

Noch ein Sprung . . . Jetzt!

Seine Fäuste umklammerten ihre Handgelenke, als habe der Tod sie gepackt mit eisernem Griff, seine Augen brannten dicht vor den ihren, durch seine Glieder riß es wie im Krampf, und er stieß sie von sich, daß sie zu Boden taumelte; er kniete über ihr und stemmte seine Fäuste auf ihre Schultern, als ob er sie erwürgen wolle.

»Ich . . .« — seine Stimme schlug um, denn der Atem ging ihm aus —»ich weiß . . . was du willst! . . . Verraten

willst du mich! Anzeigen! . . . Du . . . du . . . du Schandweib!«

Sie raffte sich auf und stieß ihn in höchster Erregung mit beiden Händen zurück. Alles, was sie erduldet, war wach, alles war Empörung in ihr. Das war nicht mehr der geängstigte, hilflose Blick des unterdrückten Weibes, das waren die entrüstet blitzenden Augen einer Richterin, die seine zum Schlage erhobene Faust herunterzwangen und ihn bannten mit gewaltiger Kraft. Zwar schien es noch einen Augenblick, als ob er sich auf sie werfen, als ob er sie erdrosseln wolle; aber er klemmte die Finger in die Fäuste und rang nach Atem.

»Sprich!« keuchte er, »was willst du tun?«

Sie achtete seiner Frage nicht, sie warf die schwarzen Haare zurück und holte tief Atem. »Was willst du von ihm? Was hat er dir getan?« stieß sie hervor, und ihre Stimme zitterte vor Ausregung. »Du hast ihn unglücklich und mich wartbrüchig gemacht, du hast meinen Vater gezwungen . . . gezwungen . . .«

»Deinen Vater!« Er lachte verächtlich.

»Jawohl du! Er hat nichts getan. Aber du! Du allein, du bist der . . . der . . .«

Ein Schmachwort wollte über ihre Lippen; er fühlte das Wort, ehe es gesprochen war, er wartete nur darauf.

»Sag es nur!« schrie er und stand da wie auf dem Sprunge. »Sag es nur!«

Sie würgte das Wort hinab, sie schluckte förmlich. »Du

hast die Arbeit gescheut, du hast uns ins Elend gebracht!
Und wenn er dich packt, du tätest es auch an seiner
Stelle; es ist sein Dienst, er darf nicht anders, und wenn
er nicht auf dich schoß, als er dich dreimal gerufen, dann
. . . Du würdest es nicht so machen!«

»Was du willst, frag ich!«

»Wenn du ihm auflauerst, wenn du ihm ein Haar
krümmst: zeugen werde ich wider dich, so wahr Gott im
Himmel ist!«

Sie schrie es förmlich in wilder Erregung; er aber
packte ihre Hände, daß sie aufschrie vor Schmerz, und
mit einer unheimlichen Ruhe, die schlimmer war als der
rasendste Sturm der Leidenschaft, sagte er: »Lebendig
kommst du nicht von der Stelle!«

Dann ließ er sie los, trat einen Schritt zurück und sah
sie an mit einem Blick, vor dem sie schauderte.

Ihre Kraft war gebrochen; sie sank auf die Kniee ins
Moos und weinte.

Er sagte nichts, er sah sie lange unverwandt an, seine
Wut löste sich und es war ihm, als habe man ihm ein
Eisenband mit scharfen Zacken um die Brust
geschmiedet. Er wandte sich von dem weinenden Weibe
ab und starrte mit heißen Augen in die Weite.

»Hanne, weißt du, wie ich so hinter den Eisenstäben
saß, eingesperrt wie ein wildes Tier: an dich habe ich
immer gedacht, an dich und an das Kind. Und wenn ich
mir dann so vorstellte, daß er jetzt dorthin käme, wo

meine Hütte ist, daß er dich anlache . . . anlache und meiner spotte . . . Herr Gott im Himmel . . . Hanne, Hanne! Schwöre! . . . Schwöre mir, daß es nicht wahr ist! . . . schwöre — schwöre mir, daß es nicht wahr ist!«

»Richard, es ist nicht wahr! Bei allen Heiligen, es ist nicht wahr, bei Gott dem Allmächtigen!«

»Hanne!« —und er schleuderte sie von sich. »Ich glaube dir nicht!«

»Bei meiner Seligkeit, bei dem Leben meines Kindes: ich hab ihn nie gesehen!«

»Was sagst du? Bei . . . bei dem Leben deines Kindes? Soll dein Kind sterben, wenn es nicht ist, wie du schwörst?«

»Ich schwöre es bei unserem Kinde: Es ist nicht wahr!«

Er griff in die Weiden, als ob er unsicher auf den Füßen stehe und einen Halt suche.

»Jetzt . . . ja jetzt, wo du schwörst bei dem Leben unseres Kindes, jetzt glaube ich dir. Komm, Hanne. Ich . . . ja, ja, ich . . . Hanne, morgen suche ich mir Arbeit. Und dann . . . wir ziehen ganz weg von hier; es ist besser so.«

Er hatte die Worte mühsam hervorgestoßen, ohne sie anzusehen, er schämte sich.

»Komm, und nun gehen wir heim; jetzt wird alles anders.«

Sie kniete am Boden und weinte still in sich hinein; es waren milde, erlösende Tränen. Sie konnte nicht viel

sagen.

»Geh schon, Richard, geh. Ich komme nach. Die Groß soll nicht sehen, daß was gewesen ist.«

Er ging; manchmal blieb er noch stehen und fuhr sich mit der Hand über die Stirne; jetzt verdeckten ihn die Erlen. Es wurde ganz still, nur die Bienen summten in der Luft, und hin und wieder platzte eine Wasserblase nebenan im großen Tümpel.

Hanne stand langsam auf und schloß die schmerzenden Augen, als sei sie geblendet. Ein Zucken ging durch ihre hohe Gestalt, ein letztes Zittern flog über ihr blasses Gesicht, das einst sehr schön gewesen sein mußte.

Jetzt öffnete sie die Augen und horchte: von drüben her kam ein Geräusch. Am anderen Ufer des Tümpels tauchte eine Gestalt aus den Weidenbüschen. Es war der schiefe Gerd, der ein Bündel Holz trug. Der Trunkenbold schien die Frau nicht bemerkt zu haben und entfernte sich. Sie sah ihm nach, und ihre Miene verzog sich bitter, bis er verschwunden war. Dann ging sie nach der Hütte.

Plötzlich blieb sie erschrocken stehen; sie hörte die laute, jammernde Stimme ihrer Mutter.

»Hanne . . . Hanne!«

Sie flog förmlich der Hütte zu. »Mutter, was ist . . .?«

»Das Kind . . . Ach Gott, das Kind!«

Sie hörte nicht mehr, sie stürzte hinein in die Stube, sie kniete nieder an der Wiege und sah mit großen, entsetzten Augen auf ihr Kind, das in den letzten Zügen lag.

Ihr gegenüber kniete ihr Mann an der Wiege, »Mein Jung,« stöhnte er, »mein Jung!«

»Wasser . . . Wasser!«

Sie spritzte es dem Kinde ins Gesicht, sie streichelte die fieberhaft zuckenden Händchen.

»Herr Gott, Vater im Himmel, Vater im Himmel . . . Vater unser . . . Geheiligt werde Dein Name . . .«

»Hanne!«

Es klang wie der Schrei eines Wahnsinnigen. »Hanne, unser Kind . . . da, jetzt! . . . Es ist tot!«

Sie riß das Kind verzweifelt aus der Wiege, sie hockte auf dem Steinboden, hielt es im Schoße und sah ihm in die gebrochenen Augen, sie rutschte auf den Knien mit ihm bis an die Türöffnung und fächelte ihm Luft zu. Kein Wort der Klage, kein lauter Jammer kam über ihre blutleeren Lippen. Sie sah nicht ihren Mann, der wie erstarrt nach der leeren Wiege blickte, nicht ihre Mutter, die ihr tröstend über den Kopf streichelte.

»Mein Jung! mein Jung!«

Schramm stand schwerfällig auf; er tastete dabei in die Luft, als wenn er eine Stütze suche. Einen Augenblick blieb er stehen, als wären ihm alle Gedanken genommen, als wäre alles Empfinden gelähmt in ihm. Dann sah er auf sein Weib und sein totes Kind, tat einen Schritt auf sie zu, wandte sich rasch ab und öffnete das kleine Fenster; mit beiden Fäusten hielt er es, um den Krampf zu verwinden. Plötzlich gab es einen Krach, die Großmutter draußen

schrie erschrocken auf: das Fenster war unter den Händen Schramms zerbrochen, klirrend fielen die Glassplitter auf den Steinboden.

Das Blut rann dem Manne von den verletzten Händen; er achtete es nicht. Einen Augenblick stand er noch regungslos. Da kam die Großmutter herein. »Richard, Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen!«

»Ja, Gott . . . Gott!«

Er rief es in den leuchtenden Himmel hinein mit verzerrtem Gesicht, mit drohend gehobenen, blutenden Fäusten, wie eine furchtbare Anklage, wie eine Empörung, eine wahnsinnige Gotteslästerung.

Die Großmutter wich entsetzt vor ihm zurück; sie fürchtete sich. Er blickte sie an mit leeren Augen, wie geistesabwesend.

Plötzlich stürzte er sich wie wahnsinnig auf seine Frau, rüttelte sie an beiden Schultern und schrie: »Du hast geschworen bei dem Leben unseres Kindes! Da . . . es ist tot! Du! . . . Mensch, du hast falsch geschworen!«

»Richard!« schrie das gefoltete Weib; dann sank es wimmernd neben der Wiege hin. Schramm stand regungslos da wie in dumpfer Betäubung.

Endlich griff er nach seiner Mütze.

»Wohin gehst du, Richard?« fragte die Greisin ängstlich.

»Einen Sarg gehe ich bestellen,« sagte er hart.

Er schritt an seiner Frau vorbei ins Freie. Sie sah ihn

gar nicht, sie sah nur ihr totes Kind.

Die Großmutter blickte ihm noch nach, wie er schweren Schrittes durch das Riedgras stapfte, bis seine Gestalt sich am Gesichtskreis abzeichnete, groß und drohend. Dann sank sie auf einen Stuhl und weinte.

Lange blieb es still. Der Abend brach an, dunkler als sonst; der Himmel war bewölkt.

Hanne saß noch immer regungslos mit der Leiche im Schoße. Es war ihr, als sei ihr der Kopf eingedrückt, als könne sie nichts mehr denken, nichts mehr empfinden. Aber wie das drückte, wie das drückte! Was war doch geschehen? Was hatte Richard ihr zugeschrien? Wie dichter Nebel lag es über ihrem Denken. Langsam erst kam sie zu sich; der Bann begann sich zu lösen. Jetzt lauschte sie, jetzt hörte sie aus der Finsternis ihres Hauses eine zitternde, betende Stimme. War das die Großmutter? Sie horchte.

»Und führe uns nicht in Versuchung . . .«

Fünftes Kapitel.

Der schiefe Gerd hatte scharfe Augen, wenn er nicht zu lange in der Schenke oder an der Bügelbahn gesessen; auch sein Gehör war zuverlässig. Auf manchen Schleichgängen über die Grenze hatte er sich erprobt, und als Scheinträger schien er unersetzlich, da er zu jeder Zeit über eine ganze Menge Absucher verfügte: über Kinder, die im Walde Beeren holten oder Blumen pflückten, über alte Frauen, die hier Reisig sammelten, oder über bresthafte Greise, die scheinbar ganz harmlos durch das Moor zogen, die aber alle die geheime Aufgabe hatten, die Grenzbeamten im Auge zu behalten und unauffällig Botschaft zu schicken, ob die Luft jetzt rein sei oder nicht. Solche Absucher, die für ihre Dienste von den Schmugglern eine entsprechende Entschädigung erhielten, kannten alle Schliche und — arbeiteten oft scheinbar auf nahe an der Grenze gelegenen Feldern, die übrigens gar nicht ihnen gehörten, nur um die Zollwächter zu täuschen und ihre Wege den Schmugglern zu verraten.

So wichtig die Dienste der Absucher aber auch am Tage waren, in der Nacht konnte man sie selten gebrauchen, und da war der schiefe Gerd, wachsam und

zuverlässig wie ein Spürhund, wieder am Platze.

Ihm war jeder Strauch im Walde, jeder Pfad und jede geheime Wegemarke im Moor bekannt, wie es denn natürlich war, daß die Schmuggler den Grenzbeamten gegenüber, die oft versetzt wurden und selten länger als zwei Jahre in dieser trostlosen Gegend aushielten, durch die genaue Kenntnis der Bodenverhältnisse und durch die Unterstützung der Grenzbevölkerung entschieden im Vorteil waren.

Vor dem Irrwisch, den »Fuchtelmännern«, wie der Volksmund die Irrlichter im Moor nannte, fürchtete sich der schiefe Gerd, der über den Aberglauben der Landbewohner lachte, nicht im mindesten. Ihn führte kein Irrlicht in den Sumpf, unfehlbar sicher ging er in finsterster Nacht seine Wege, einerlei, ob die Dürre versengend auf der Heide lag, ob das Eis die Wassertümpel des Moors trügerisch überzog oder ob das blaßgrüne Torfmoos zur Regenzeit sich wie ein Schwamm voll Wasser gesogen und manche Stellen noch gefährlicher machte als sonst. Selten kannte einer der Genossen die oft wechselnden geheimen Dienstvorschriften der Beamten, das ihnen für den Tag zugeteilte Grenzgebiet und die Zeit ihrer Rundgänge oder ihr Versteck früher und zuverlässiger, als der schiefe Gerd, der nur durch Schramm an Findigkeit, Zähigkeit und Unternehmungslust übertroffen wurde.

Der Hinker hatte es deshalb mit heimlicher

Schadenfreude begrüßt, als Schramm wiederholt »gepackt« wurde, um so mehr, da er wegen seines Schleppfußes, der ihn zu der Hauptrolle eines Trägers so gut wie untauglich machte, im Kreise der Schmuggler nur die untergeordnete und schlechter bezahlte Stelle eines Scheinträgers einnahm. Solche Scheinträger gingen mit großen Ballen, die durch weiße Tücher noch auffälliger gemacht waren, zuerst über die Grenze; fanden sie die Luft rein, so folgten ihnen in gewissen Abständen die eigentlichen Schmuggler mit Tabak oder Seidenballen, nachdem sie durch einen täuschend nachgeahmten Eulenschrei benachrichtigt waren.

Geschah es einmal, daß ein Scheinträger einem Beamten begegnete, so ließ er seine Last, die meist aus Moos, Kienäpfeln oder Streu bestand, ruhig prüfen, da man ihm nichts anhaben konnte; er hustete, lachte oder räusperte sich dann aber so laut, daß die eigentlichen Schleichträger, die mit ihren Schmuggelwaren jenseits der Grenze versteckt lagen, gewarnt wurden und sich zurückziehen konnten.

Die Grenzbeamten waren aber doch schließlich hinter die Schliche Gerds gekommen; sie wußten, daß er meist nur als Scheinträger ging, und da sie ihn seines hinkenden Ganges halber auch in der Dunkelheit erkannten, blieben sie manchmal in ihrem Versteck, ließen den Hinker ruhig die Grenze überschreiten und packten dann seine Genossen, die ihm in der Zuversicht, daß der Weg frei

sei, bald ahnungslos folgten.

So war es auch damals gewesen, als Schramm trotz heftiger Gegenwehr dingfest gemacht worden, und es war dem Gefangenen später manchmal der Verdacht aufgestiegen, der Hinker habe absichtlich nicht gewarnt, nur um ihm eine Falle zu stellen.

Kaum hatte der schiefe Gerd übrigens bemerkt, daß die Zollbeamten in ihm nur einen Scheinträger vermuteten und ihn deshalb ruhig über die Grenze ließen, so machte er sich das zunutze. Auf eigene Faust ging er nachts wiederholt allein und auf eigene Rechnung mit schweren Ballen Tabak über die Grenze, ohne daß man ihn anhielt. Dieser neue Streich des Hinkers fand aber bald bei den Schmugglern der Gegend so lebhaftere Nachahmung, daß jeder sich hinkend stellte, der sich nachts allein auf Schleichgänge machte.

Nachdem die Beamten sich so wiederholt getäuscht sahen, hielten sie wieder jeden an, der nachts über die Grenze kam, und wenn nun Gerd auch auf eigene Faust nicht mehr schwärzen konnte, als Scheinträger war er fortan um so besser zu gebrauchen, da er gegebenenfalls unfehlbar angehalten wurde und seine Genossen rechtzeitig warnen konnte.

Die Schmuggerei warf übrigens immer noch ein schönes Stück Geld ab, besonders wenn sie aus eigene Rechnung betrieben wurde. Der Ertrag eines einzigen Schleichganges war manchmal so groß, daß der

Schwärzer für mehrere Wochen davon leben konnte; hin und wieder allerdings kam ein Schmuggler in die Lage, seine Last wegwerfen zu müssen, um rascher vor dem Beamten fliehen zu können, da dieser das Recht hatte, nach dreimaligem Anruf auf ihn zu schießen, wenn er noch nicht die Grenze überschritten hatte. Verfehlten die Schüsse im dunklen Walde nun auch meist ihr Ziel, so war doch der Verlust der Ware für den Schmuggler sehr empfindlich, da er in den meisten Fällen allein den Schaden zu tragen hatte.

Die Schmuggler, die sich mit Kienruß das Gesicht schwarz machten, um auf ihren Gängen nicht erkannt zu werden, und die deshalb auch »Schwärzer« genannt wurden, betrachteten sich selbst als achtbare Leute, ihr gefährliches Treiben als ein einbringliches, nicht zu verachtendes »Geschäft« und standen ihrer Kühnheit wegen bei gewissen Kreisen der Grenzbevölkerung sogar in Ansehen. Der Hinker namentlich, den man noch nie gepackt, hatte seinen eigenen Stolz, dem er seinen Genossen gegenüber besonders in der Trunkenheit lebhaften Ausdruck gab.

Der schiefe Gerd war heute nicht ohne Grund um die Hütte Schramms geschlichen, und wenn er sich seines Auftrages nicht gleich entledigte, so geschah es, weil er Schramm zunächst nicht allein traf und der blassen Frau ausweichen wollte, deren vorwurfsvolle Augen ihm unbequemer waren als der schärfste Späherblick der

Grenzbeamten. Schließlich hatte er aber doch Schramm getroffen, der sehr finster und einsilbig war, sich aber sogleich bereit erklärte, den geplanten Gang mitzumachen.

Diesmal handelte es sich darum, eine Kuh über die Grenze zu bringen.

Der rote Oettgers, Schramm und der schiefe Gerd saßen zusammen in der einsamen Schenke. Der Abend war schon weit vorgerückt, es war Neumond, und die Nacht schien günstig zu werden. Der Gang war nicht ungefährlich, und man hatte beschlossen, daß der Gewinn oder der Verlust des Unternehmens gleicherweise geteilt werden solle. Man wartete die rechte Stunde ab und sprach wenig. Hin und wieder brüllte die Kuh, die sich in dem fremden Stalle nicht heimisch zu fühlen schien.

Der Wirt ging unruhig ab und zu, Schramm stierte regungslos in sein Glas, und Oettgers prüfte seinen Revolver, untersuchte die Patronen und lud dann bedächtig.

»Wie das Vieh brüllt!« sagte der Wirt. »Wenn das nicht schief geht!«

»Unsinn! Die Kuh kriegt so das Maul verbunden, daß ihr das Brüllen vergeht.«

»Und wenn Ihr ihr auch die Füße umwickelt, die Sträucher knacken doch laut genug.«

»Du bist ein Esel!« sagte Oettgers ärgerlich. »Wir gehen schon nicht durch die Sträucher. Kommt!«

Er stand auf und griff nach dem Strick. Alle erhoben sich, nur Schramm blieb sitzen.

»Aber so komm doch, Richard!«

Der Angeredete fuhr aus düsteren Träumen auf. »Ja, ja,« sagte er und wühlte sich durch das Haar.

Dann erhob er sich, sah sich um, ob kein Fremder anwesend sei, griff den Hinker beim Arm und sagte: »Du, Gerd! Was du damals hier sagtest, das von . . . Klein und . . . du weißt ja: ist es wahr?«

»Kerl, bist du verrückt?« rief der rote Oettgers.

»Ich gehe nicht mit, bis ich die Wahrheit weiß.«

»Er war doch betrunken damals!«

»Aber Kinder und Narren sagen die Wahrheit!«

»Ach was! Es ist nichts dran! Ich weiß von nichts mehr.«

»Von nichts, Gerd?«

»Ja, doch! Ich habe Unsinn geschwätzt damals, lauter Unsinn!«

»So was zieht man sich nicht aus den Fingern!«

»Wenn du damals so viel getrunken hättest wie ich, wärest du noch verrückter gewesen« »Also . . .«

»Du hörst doch, daß es Unsinn war. Und nun komm, es ist Zeit. Vorwärts!«

Schramm sagte nichts mehr. Oettgers holte die Kuh aus dem Stalle, der schiefe Gerd nahm ein großes, weißes Bündel, der Wirt nickte ihnen zu, und der Zug setzte sich in Bewegung. Wie im Traum ging Schramm hinterdrein.

Man berührte Venlo nicht, sondern schlug den nächsten Weg nach dem Dammer Bruch ein, weil dort der Wald die beste Deckung bot.

Es war unterdessen Mitternacht geworden. Der Weg führte an einem einsam im Felde liegenden kleinen Bauernhause vorbei. Ein Hund schlug an, und Oettgers gab der Kuh einen Stoß mit dem Stock in die Weichen, daß sie rascher ging.

»Das Biest da bellt, daß man uns bis über die Grenze hört!«

Der schiefe Gerd hinkte auf das Haus zu, wo er bekannt war, rief einige Worte, und der kläffende Hund verstummte.

»Sobald die drüben die Hunde hören, haben sie Wind!« sagte Oettgers ärgerlich. »Wartet; ich will der Kuh das Maul verbinden. Hier sind die Filzlappen für die Füße.«

Während seine Begleiter die Füße des Tieres umwickelten, verband Oettgers der Kuh so geschickt das Maul, daß ihr gerade noch Luft zum Atmen blieb. Dann ging es weiter, dem Waldrande zu, quer über die Felder.

Eine Kette Feldhühner schnurrte auf und fiel nach kurzem Fluge wieder in die Saaten.

»Das fehlte gerade noch!« knurrte der rote Oettgers. »Hierhin die Schuhe, und die Bärte heraus!«

Die Männer zogen am Waldrande die Schuhe aus und versteckten sie unter einer verkrüppelten Kiefer. Sie schwärzten sich gegenseitig das Gesicht mit Kienruß und

banden die Bärte vor. Auf den Strümpfen ging's weiter, immer vorsichtig durch die Strauchlücken, damit jedes Geräusch vermieden werde. Trotzdem flog mit lautem Flügelschlage eine Holztaube von der nächsten Tanne weiter in den Wald.

»Verwünscht!«

»Macht nichts!« flüsterte Gerd. »Hier liegt ein Stück Zeitung und an der hohlen Eiche lag eine Glasscherbe. Das Gebiet ist abgesucht; die Zeichen sind gut. Wartet!«

Der Zug stand still; nirgends ließ sich ein Laut vernehmen.

»So, jetzt geh voraus, Gerd,« flüsterte Oettgers.

Der schiefe Gerd antwortete nicht; er hielt die Hände vor den Mund und ahmte laut das Krächzen eines Raben nach.

Oettgers stieß ihn erschrocken an. »Kerl, bist du verrückt?«

Gerd grinste vergnügt. »Den Eulenschrei kennen die Windhunde drüben schon; hören sie den Raben aber jenseits der Grenze, so ahnen sie nicht, daß es ein Zeichen ist. Hört ihr gleich drüben den Raben wieder krächzen, so kommt ruhig nach, alles ist dann in Ordnung. Obacht!«

Er nahm sein Bündel und ging ziemlich geräuschvoll weiter durch den Wald, der Grenze zu. Jetzt blieb er stehen, zog umständlich seine Pfeife heraus und stopfte sie langsam, jeden Strauch, jeden Schatten dabei im Auge

behaltend. Nichts regte sich. Er ließ das Streichholz aufblitzen und setzte mit geschlossenen Augen die Pfeife in Brand, um von dem Lichtschein nicht selbst geblendet zu werden. Das Aufleuchten des Streichholzes sollte die Grenzjäger herbeilocken, falls solche in der Nähe wären; die Warnung kam dann noch rechtzeitig genug. Aber alles blieb still, nur ein welkes Blatt taumelte tauschwer vom Baume.

Gerd ging weiter, ohne etwas Verdächtiges wahrzunehmen. Er bog nach rechts ab — nichts regte sich; er kam zurück und ging links zwischen die Hainbuchen — alles schwieg. Nun legte er sein Bündel nieder, tastete nach seiner Waffe und horchte; die Luft war rein, die Sache ging gut. Noch einen Augenblick blieb er regungslos, dann klang das Krächzen des Raben durch den Wald, dem ein Geräusch wie von Flügelschlägen folgte, das der Scheinträger durch die aneinandergeriebenen Hände geschickt nachzuahmen wußte. Er lauschte angestrengt; nichts ließ sich hören, die Genossen mußten vorsichtig vorwärts streben, denn kein Zweig knackte.

Gerd ließ fürs erste seine Scheinbürde liegen, um im Bogen den Gefährten entgegenzugehen. Plötzlich bückte er sich betroffen. Die Sommernacht war nicht so dunkel, als daß seinem scharfen Auge etwas Auffälliges entgangen wäre. Er hatte etwas aufblinken sehen, drüben im Gesträuch — dort lagen sie im Hinterhalt! Mit einem

lauten Pfiff sprang er hinter eine schützende Eiche. Gottlob, noch waren die Gefährten nicht zu weit voran, noch war die Flucht nicht abgeschnitten.

»Halt! Halt! Halt!«

Die beiden Beamten sprangen aus ihrem Versteck, schon knallten die Schüsse hüben und drüben.

Trotz seines Gebrechens war Gerd in raschen Sprüngen bei den Genossen, um die Kuh zurück über die Grenze zerren zu helfen, damit sie nicht in die Hände der Preußen falle.

»Klein!« schrie Schramm und schoß.

Mit der einen Hand griff der Beamte nach seinem blutenden Ohre, mit der anderen schoß er, ohne zu treffen.

»Das Aas, der Lanne!« knirschte der rote Oettgers und zerrte die Kuh am Strick weiter, während der schiefe Gerd sie in den Schwanz kniff, um sie zum Laufen zu bringen.

»Halt!« schrie Klein und schoß abermals.

Die Kuh brach getroffen zusammen, ehe sie die holländische Seite erreicht hatten.

Jetzt schoß der schiefe Gerd wütend auf Klein, fehlte aber und fiel dann, von der Kugel Lannes mitten in die Brust getroffen, stöhnend zu Boden. Schramm schleppte den Schwerverletzten über die Grenze. Oettgers deckte ihm, hinter einer Buche stehend, den Rücken; den vorspringenden Lanne, den er immer gehaßt, schoß er

kaltblütig nieder. Dann schickte er seine letzte Kugel nach Klein, der sich durch rasches Niederducken rettete und stürmte über die Grenze. Er traf Schramm, der den ächzenden Gerd vorwärts schleppte.

Hier, auf holländischem Boden, waren sie einstweilen sicher, und indes das Notsignal Kleins durch die Nacht schrillte, eilten die Schmuggler mit der schweren Last des sterbenden Genossen weiter, einer einsamen Scheune im Felde zu, die dem Bauern gehörte, dessen Hund vorhin so laut gebellt.

»Hast du noch einen Schuß?« keuchte Schramm und blieb stehen.

»Mit dem letzten fehlte ich Klein.«

»Verwünscht! . . . Gerd, Gerd! Hörst du?«

Er beugte sich über den Hinker, er sah, daß der Tod schon die Hand ausstreckte nach seinem Opfer.

»Gerd! Hörst du uns?«

Der Verwundete riß die Augen auf und nickte »Lanne?«

»Hat meine Kugel im Leibe!« sagte der rote Oettgers wild.

»Klein?«

»Sechsmal schoß ich: vorbei! Sechsmal! Die verwünschten Sträucher und Bäume!«

Der Verwundete rang nach Luft. »Ich sterbe,« röchelte er. »Rächt mich!«

Die Männer knieten neben ihm; sie hatten die falschen Bärte abgerissen. Der Schweiß rann ihnen über das Gesicht, dessen Blässe man erst an den Stellen erkannte, wo der falsche Bart gesessen und der Kienruß nicht hingekommen. Jetzt rann er ihnen mit den Schweißtropfen über die weißen Stellen und ließ das Gesicht mit den wilden Augen noch abschreckender erscheinen.

Oettgers richtete sich auf und lauschte nach dem Walde. Schramm aber kniete neben dem im Todeskampfe ringenden Scheinträger.

»Gerd!« sagte er. »Jetzt lüg nicht; denn du mußt sterben! Was weißt du von meiner Frau und von Klein?«

»Ich habe für Hanne das Feld besorgt und Klein . . .«

Er zuckte und konnte nicht weiterreden; aus seine blassen Lippen traten Blutstropfen.

»Und Klein? Sprich, eh du stirbst! Gerd, was weißt du?« Schramm drückte die Hand des Sterbenden wie verzweifelt. »Und Klein? Und Klein?«

Er brachte den Sterbenden in sitzende Stellung, um ihm Luft zu verschaffen; es war, als wollte er ihm das Wort vom Munde reißen. »Gerd! Um des Himmels willen, sage es!«

»Und Klein . . . hat . . . mich dafür bezahlt!«

Ein wilder Schrei, wie der eines zu Tode getroffenen Raubtieres, klang durch die Nacht.

»Richard!« rief der rote Oettgers vorwurfsvoll. »Laß

das jetzt; er stirbt.«

Der verwundete Schmuggler glitt aus den mit einem Mal bleischwer gewordenen Armen Schramms rücklings zu Boden, seine Hände krallten sich in das taufeuchte Gras des Feldweges, mit starren, verglasten Augen sah er zum Himmel — reckte sich und verschied.

»Es ist vorbei!« sagte Oettgers und seine Stimme zitterte; »dem tut's nicht mehr weh.«

»Dem nicht mehr!« Schramm sagte es mit unheimlicher Ruhe, stand auf und trat auf seinen Genossen zu. »Du, hast du noch Patronen?«

»Noch zwölf.«

»Her damit, her, her!«

»Richard, was willst du?«

»Noch ist er drüben, noch finde ich ihn. Rasch, gib her, rasch, rasch!«

»Weg! Jetzt nicht! Bist du verrückt?« Oettgers stieß den Zudringlichen barsch zurück. »Hörst du denn die Signale nicht? Jetzt laufen die Kerle zusammen, jetzt ist er nicht mehr allein. Der Lanne ist tot, und schließlich kriegen sie dich und mich. Faß an! Wir tragen den Gerd in die Scheune und dann fort, ehe es zu spät ist!«

»Mensch! Hast du's denn nicht gehört, was der da gesagt, ehe er starb?«

»Und trotz alledem: ich glaub's nicht, daß der Klein was mit ihr zu tun, daß er unterm Draht gegrast hat.«

»Abrechnen will ich mit dem Hund!«

»Ja, ja, meinetwegen. Jetzt geht das aber nicht; später vielleicht.«

Sie trugen den Toten in die offene Scheune. Schramm zog seine Hand rasch zurück; er fühlte, daß das Blut Gerds daran klebte.

»Vorwärts! Komm!« mahnte Oettgers.

Einen Augenblick noch zögerte Schramm; dann reckte er drohend die blutige Faust nach dem Walde: »Später! Später!«

Die beiden verschwanden in der Dunkelheit. Wimmernd heulte der Hund. Um die Scheune strichen die Fledermäuse.

Sechstes Kapitel.

Alte Leute erzählten die abenteuerlichsten Schmugglergeschichten von Anno dazumal, als es an der Grenze noch nicht so streng gewesen wie jetzt. In all diesen Geschichten waren die Zollwächter stets die Geprellten, während den Schleichträgern immer die Heldenrolle zugedacht war.

Auch augenblicklich machte eine alte, oft erzählte Geschichte wieder die Runde. Da hatte ein reicher Viehhändler an die zwanzig Kühe in Holland aufgekauft, mit denen er die rheinischen Viehmärkte zu beziehen gedachte. Ehe er aber die Tiere über die Grenze bringen konnte, war diese gesperrt worden, weil die Maul- und Klauenseuche in holländischen Viehbeständen ausgebrochen war. Der Händler, der durch die Sperre aufs empfindlichste getroffen wurde und weder die hohen Stand- und Futtergelder zahlen noch sich der Gefahr aussetzen wollte, daß seine Kühe hier der Seuche zum Opfer fielen, hatte alle Schmuggler des ganzen Bezirks zu einem Handstreich gedungen, bei dem, wenn man den Berichten glauben durfte, die Beamten teils bestochen, teils überrumpelt, geknebelt und gebunden und die Kühe mit Gewalt über die Grenze geschafft

wurden.

Jetzt war so etwas allerdings ganz unmöglich; ernste Zusammenstöße zwischen Schwärzern und Beamten kamen selten vor, und die letzten Vorfälle: die Erschießung des berüchtigten Gerd, die Verwundung des Grenzaufsehers Lanne und die Flucht der anderen, unerkant gebliebenen Schmuggler hatte Staub genug aufgewirbelt. Es war schon dagewesen, daß man bei einem Viehschmuggel Grenzverbrechern auf die Spur kam, weil die übliche Rötelzeichnung des Viehes auf den Eigentümer schließen ließ. In diesem Falle jedoch trug die getötete Kuh keinerlei Zeichen, und wenn man auch von dem schiefen Gerd, dessen Leiche man in der Scheune gefunden, auf die anderen Täter schließen konnte: ihre Verkleidung war so gut gewesen und ihre Stimmen von der Wut so entstellt, daß Klein und Laune wohl Vermutungen aussprechen, nicht aber unter Eid bezeugen mochten, daß sie die Genossen des Erschossenen untrüglich erkannt hätten. Wohl fühlten die beiden Beamten gut, wer ihre nächtlichen Gegner gewesen, aber die gegen die Verdächtigen angestellte Untersuchung hatte keinerlei Beweise erbracht.

Lanne war durch einen Schuß in den Oberschenkel ans Bett gefesselt, und Klein, dem eine Kugel nur das Ohr gestreift, verbrachte seine freie Zeit bei dem Genossen.

»Daß es der rote Oettgers und der Schramm waren, ist so sicher, wie das Amen in der Kirche,« sagte der

Verwundete.

»Meinst du wirklich, daß es der Schramm gewesen wäre?«

»Beschwören kann man's ja nicht; aber das sage ich dir: nimm dich vor dem Kerl in acht; der hat mit dem Teufel Stafett geritten . . . Au! Hier, leg mir das Bein einmal grade.«

Klein tat es, und der Kranke ächzte. »Ja, ja! das hat man davon. Gott sei Lob und Dank, daß ich nach meiner Heilung versetzt werde. Dir hat es auch scharf genug am Kopfe vorbeigegangen.«

»Man muß drauf gefaßt sein.«

»Ich danke! Wenn du wolltest, wärst du ja längst versetzt worden. Weiß der Himmel, was du noch hier in dieser verwünschten Gegend zu suchen hast!«

Klein schwieg eine Weile; dann sagte er gepreßt: »Zu suchen habe ich ja wohl hier nichts mehr; aber es ist meine Heimat.«

»So, also darum! Na, der Frosch hüpfte wieder in den Pfuhl, wenn er auch säß' auf goldenem Stuhl.«

Klein lächelte. »Auf einem goldenen Stuhl hab ich meines Wissens noch nicht gesessen, und wenn man die ganze Moorgegend hier auch mit einem Pfuhl vergleichen mag, für mich ist sie doch mehr.«

»So war das mit der Frau Schramms doch nicht so ganz unrichtig?«

Klein sprang erregt vom Stuhle. »Was meinst du

damit?«

»Nun, was man so spricht.«

»Wie spricht? Wer spricht?«

»Nun, renn doch nicht so herum; es ist ja nichts Schlimmes. Man erzählte mir nur so.«

»Wer und was?«

»Die Kollegen und die Leute hier herum.«

»Nun, und was wissen die?«

»Na, wenn einer in einer Gegend, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist, wo ihm die Kugeln nur so um die Ohren pfeifen, so krampfhaft sitzen bleibt, wie du, obgleich ihm die besten Stellen angeboten werden, dann muß das doch wohl eine besondere Ursache haben. Die Leute hier wissen doch, daß du früher, ehe die Hanne verheiratet war, ein Verhältnis mit ihr gehabt, und wenn man dann hinterher den Schramm, ihren Mann, dreimal von dir gepackt sieht, sogar außerhalb deiner Dienststunden, da müßten doch die Leute ein Brett vorm Kopf haben, wenn sie sich da keinen Reim draus machten.«

»So! Und was meinst denn du zu der Sache?«

»Was ich meine? Ja . . . Na, ich denke mir, du hast das Mädels gern gehabt, und da kommt so ein Lump wie dieser Schramm und schnappt sie dir weg, und jetzt . . .«

»Jetzt?«

»Ja, was soll man davon sagen? Du willst abrechnen mit dem Hund, das versteh ich. Du bringst ihn hinter

Schloß und Riegel, gut so! Aber daß du dir von ihm nahezu die Ohren vom Kopfe schießen läßt und eine lumpige Kuh niederknallst, statt den Kerl unschädlich zu machen, das versteh ich eben nicht! Ja, sieh nur auf deine Uhr! Das war ja der Preis, den du bekamst, weil du der beste Schütz im Regiment warst . . . und wenn man dann nachher seine Kugeln nur so vergeudet . . . Zufall war das doch auch nicht! Hättest du drauf gehalten wie ich, dann läg heut neben dem krummen Schleicher jedenfalls noch ein Zweiter, der das Gerede der Leute doch auch kennt, der dir's aufs Kerbholz schreiben und nächstens besser schießen wird wie diesmal! Ich verstehe dich einfach nicht!«

»Gut also, so magst du's wissen; denn ich habe nichts zu verschweigen. Es ist wahr, was die Leute sagen: ich habe Schramms Frau einmal lieb gehabt, sehr lieb, und er hat sie mir gestohlen. Ich war damals Soldat. Ich blieb beim Regiment, denn ich war arm und wollte mir eine gute Stelle verschaffen, wo sie's dereinst besser hätte als bei ihrem Vater, der oft zu tief ins Glas sah und nicht im besten Rufe stand. Sie hatte mich auch lieb, ich weiß es. Da komme ich eines Tages zurück und finde sie verheiratet. Ich kannte den Kerl, ich wußte, daß er ein Tagedieb war und vom Schmuggel lebte; ich ahnte, daß er ein falsches Spiel getrieben, als er mir das Mädchen abwendig gemacht hatte. Er hat meine Hand gefühlt und wird sie vielleicht noch öfter fühlen . . .«

»Oder du die seine!«

»Warten wir's ab. Du hast recht: wenn einem ein Mensch gegenübersteht, der einem das Leben verbittert, wenn man ihn noch dazu auf verbotenen Wegen ertappt, auf Widerstand stößt und das Recht hat, ihn niederzuschießen, dann ist der Finger am Hahn, ehe man es weiß . . . So ist es auch mir gegangen; aber als ich in diesem Augenblick an seine Frau dachte, die ich doch einst gern gehabt, und an ihr Kind, da fühlte ich, daß meine Kugel dreimal traf, nicht einmal . . . Und weißt du: da zuckt einem das Herz und die Hand, und der Schuß geht daneben oder sucht ein ander Ziel. Stände der Mensch für sich allein, so sollte ich schon rasch mit ihm fertig sein, aber so? Ich hab sie doch einmal lieb gehabt!«

»Nicht gehabt, Klein, du hast sie noch lieb!«

»Lanne!« Er rief es in einem Tone, als wollte er seinen Gefährten zum Schweigen zwingen.

»Noch! sage ich dir, Klein, und nun sieh mich an und sage Nein!«

»Nun denn . . . ich lüge nicht: Ja, ich habe sie immer noch lieb!«

»Also doch . . . Junge! Junge!«

Laune sagte das warnend; aber seine Hand ergriff die seines Genossen und drückte sie warm, wie man am offenen Grabe die Hand eines Freundes drückt, der sein Liebstes begraben.

Eine ganze Weile blieb es still in der Krankenstube.

»Und seitdem?« fragte der Verwundete endlich.

»Lanne! Wofür hältst du mich? Ich hab sie nicht mehr gesehen, seit sie verheiratet ist!«

»Nie mehr?«

»Mit keinem Blick mehr!«

Klein trat ans Fenster und sah lange hinaus; auch der Verwundete lag still und schaute zur Decke. Endlich räusperte er sich.

»Du, Klein! Sieh einmal dort in der Schublade nach. Liegen da nicht große Eingabebogen? Ja? Dann tue mir den Gefallen, setze dich hin und schreib dein Gesuch um Versetzung.«

»Lanne!«

»Ich weiß dir sonst keinen Rat; es ist das einzig Richtige.«

»Meinst du?«

»Schreib sofort. In einer Stunde kommt der Arzt aus Straelen; der kann den Brief dann gleich mitnehmen.«

Klein stand einen Augenblick unentschlossen da; dann setzte er sich seufzend hin und schrieb das Gesuch«. Sein Genosse sah ihm mit Genugtuung zu.

»So; ich bin fertig.«

»Laß sehen. Famos! In vier Wochen bist du weg.« -

»Und meinst du, ich soll es wirklich abschicken?«

»Unbedingt; du hättest es längst tun sollen.«

»Nun denn, in Gottes Namen!«

Man hörte ihm an, wie schwer ihm der Entschluß

geworden.

»Laß nur den Kopf nicht hängen. Jetzt wird alles gut; draußen wird dir's leichter werden als hier, wo alles so still und vergrübelt ist.«

»Vielleicht hast du recht. Draußen lebt man schneller, vielleicht vergißt man auch dort eher als hier. Ich war dabei, wie man eine Moorleiche ausgrub aus dem Torf. Weißt du: im Moor vergeht nichts. Der Mann soll tausend Jahre im Moor gelegen haben, aber noch erkannte man deutlich seine Züge, sein Haar, selbst seine Kleider und Schuhe. Die Menschen hier sind wie der Boden: still, tief; es vergeht nichts, man vergißt nichts . . . weder Freud noch Leid; ich fühl's an mir. Aber Lanne . . . nicht wahr, du sagst es den andern nicht, warum ich mich weggemeldet habe. Du verstehst ja; über so was spricht man nicht gern. Sol! Und nun muß ich hinaus; die Luft ist mir so drückend hier. Leb wohl!«

»Auf Wiedersehen!«

Klein ging; er wollte eben die Türe schließen, da rief ihn der Kranke noch einmal an.

»Nun?«

»Du bist ein ehrlicher Kerl!«

Klein lächelte müde; dann zog er leise die Türe zu und ging.

Draußen blieb er unschlüssig stehen — minutenlang. Es war ihm, als müsse er wieder umkehren, um das Schreiben zu zerreißen. Nein, nein! Laune hatte ja recht;

es war besser so.

Der Wald draußen kam ihm fremd vor, seit er wußte, daß er ihn bald verlassen würde auf immer. Er ging langsam. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, und dann zog es ihn immer wieder zurück. Hätte jetzt das Schreiben in seiner eigenen Wohnung und nicht in dem Zimmer Lannes gelegen, er würde es geholt haben, um es zu verbrennen. Aber der Lanne hatte eine hohe Meinung von ihm und dann . . . es war wirklich besser. Jetzt eilte er förmlich, um recht weit weg zu kommen. Er wollte nicht zurückkehren, ehe der Doktor fort war, dann wäre ja alles gut — alles!

Der Dienst band ihn heute nicht. Er ging am schwarzen Wasser vorbei, immer weiter ins Moor hinein. Der vom Torfmoos verfilzte Boden machte jeden Schritt unhörbar, brütend und still lag das Moor.

Klein blieb stehen, nahm den Hut ab und strich sich das braune Kraushaar aus der Stirne. Er sah nach der Uhr und atmete auf; jetzt mußte der Arzt bei dem Verwundeten sein — noch eine Viertelstunde, und es war geschehen. Er zerdrückte einige Blätter achtlos zwischen den Fingern, schloß minutenlang die Augen und lauschte in die große Stille hinaus. Träge quakte einige Male ein Frosch, dann war's wieder still; nur ein Bienenfresser huschte vorüber und schnappte nach den Immen, die durch die Luft strichen. Der tiefblaue Himmel verlor sich am Gesichtskreise in fahlgelber Röte, die nach langer

Dürre auf ein heraufziehendes Gewitter schließen ließ. Klein achtete nicht darauf; er ging weiter. Es war ihm, als ob er von allem Abschied nehmen müsse für immer, und die Moorluft schien ihm noch bedrückender als die Krankenatmosphäre im Zimmer Lannes, wo sich jetzt wohl sein Geschick vollzog.

Unter seinen Füßen im Moose quirlte das Wasser und mahnte ihn, weiter nach rechts abzubiegen, weil links zwischen Seggen und Binsen eine blanke, langgestreckte Wasserfläche blinkerte, über die die Wasserspinnen schossen.

Plötzlich blieb er wie gebannt stehen und griff in die Zweige des Erlengebüsches, um das er gerade biegen wollte: kaum zehn Schritte vor ihm stand eine todblasse Frau — alles Blut schoß ihm zum Herzen, und seine Schläfen hämmerten — das war sie — Hanne! Er hielt den Atem an, um jedes Geräusch zu vermeiden, er fürchtete, ihr Blick könnte ihn treffen, ihr Auge, in das er seit Jahren nicht mehr geschaut, ihn bannen, Hitze und Frost stürmten abwechselnd auf ihn ein, die heiße Sumpfluft flirrte vor seinen Augen . . .

Regungslos, im schlichten, schwarzen Sonntagskleide, stand sie zwischen Ginster und Heidekraut, sehr lange; dann wandte sie sich und hob die Arme, als ob sie sich gewaltsam im letzten Abschied von etwas losreißen müsse, was wohl schon weit zurücklag; denn ihre Augen starrten in die Ferne. Dann drückte sie wie in kurzem

Entschluß das Kinn auf die Brust und schritt rasch vorwärts, dicht an dem Erlengebüsch vorbei, das den Lauscher verdeckte. Klein atmete auf; sie hatte ihn nicht gesehen, würde ihn nie mehr sehen . . . nie mehr!

Geradeaus ging sie mit kurzen, entschlossenen Schritten . . . aber jetzt mußte sie abbiegen; denn der Weg führte in Morast und Wasser. Sie tat es nicht, geradeaus ging sie weiter . . . heiliger Gott — direkt aus das Wasser zu!

Er sprang vor.

»Halt! Halt!«

Sie fuhr erschrocken herum, mit fremden, geröteten Augen starrte sie ihn an, tat einen Schrei und stürmte dann vorwärts, dem ölgänzenden, schwarzbraunen Wasser entgegen.

»Hannchen! Hannchen!«

Sie hörte nicht, atemlos, nur den Blick auf das tote Wasser gerichtet, stürmte sie weiter.

»Hannchen!«

Jetzt hielt er sie gefaßt. Sie stieß ihn vor die Brust, sie rang mit ihm. Zorn und Verzweiflung sahen aus ihren Augen.

»Laß mich . . . laß mich! Weg!«

»Hannchen! Um Gottes willen, was willst du tun?«

»Laß mich! Dich geht's nichts an, dich nichts!«

»Komm zurück! Komm, komm!«

»Ich will weiter! Weg, ich muß!«

Sie riß sich in wilder Erregung los, aber er faßte sie mit festem Griff.

»Du darfst es nicht! Ich will es nicht . . . So!«

Und er trug sie mit Gewalt zurück aus dem sumpfigen Untergrund zwischen Ginster und Heide; er war förmlich zornig geworden.

»So! Und nun rühr dich nicht! Du hast mir wohl noch nicht genug getan, du hast mich wohl noch nicht elend genug gemacht?«

Sie antwortete nicht, sie zitterte nur. Alles schrie so laut in ihr, daß sie nicht weinen konnte, daß nur ein irres Lächeln ihre Züge entstellte.

Und sein Zorn verbrauchte vor ihrem Elend, seine Hände ließen sie frei; aber sie floh nicht, zitternd stand sie vor ihm.

»Und wenn es mich so gar nichts mehr angeht, was du tust, dann denk' wenigstens an deine Mutter und an dein Kind!«

Da warf sie sich in die Heide und weinte. Er kniete neben ihr, er strich ihr fassungslos über die schwarzen, glänzenden Haare, worin vereinzelte Silberfäden blitzten.

»Nicht wahr, Hannchen, nicht wahr, du tust es nicht um . . . um ihretwillen.«

»Mein Kind ist tot, und meine Mutter haben sie heute begraben.«

»Hannchen!« Er legte ihr beide Hände auf die Schultern. »Hannchen!«

Sie drückte den Kopf tiefer in die Heide, als sie den weichen, mitleiddurchzitterten Ton seiner Stimme hörte.

»Du hättest mich nicht aufhalten sollen,« sagte sie endlich und richtete sich halb auf.«

»Und ist denn nichts mehr, was dich zurückhält?« fragte er gepreßt.

»Der Pfarrer hat gesagt, ich müßte aushalten bei ihm . . . Der weiß ja nicht . . . der weiß ja nicht . . .«

Und sie warf sich wieder zu Boden und weinte.

Er stand auf in mächtiger Erregung. All die Enttäuschung, all das Leid, das sie ihm gebracht, wurde wach in ihm. Er trat einen Schritt von ihr zurück, fast erbarmungslos sah er auf die Weinende, und mit heiserer Stimme sagte er:

»Natürlich! Das mußte ja so kommen! Warum nahmst du ihn? Warum hast du mich damals betrogen? Warum?«

Da fuhr sie zornig empor. »Das fragst du mich? Du? Hast du dein Wort vergessen oder ich?«

»Hannchen, ich?!«

»Du warst es doch, der nicht mehr schrieb, länger als ein halbes Jahr nicht!«

»Das ist nicht wahr! Ich habe immer geschrieben.«

Er sagte das so bestimmt, daß sie ihn ganz betroffen anstarrte.

»Und dann kam der Pockenfritz, der unter dir gedient hatte, von den Soldaten und sagte mir, daß ich nicht warten solle, weil du eine andere . . .«

Sie konnte nicht vollenden, so krampften sich seine Finger in ihren Arm, so wild schrie er auf:

»Du lügst! Das ist nicht wahr . . . oder der Schuft log, weil ich ihn wegen Diebstahls melden mußte. Ich hab dir ja immer geschrieben, ich hab nie eine andere angesehen, nie, nie!«

»Ich erhielt keinen Brief mehr von dir, und ich schwöre dir, Paul, daß es so ist, wie ich dir gesagt habe! Und dann kam er. Mein Vater ging damals viel als Schmuggler über die Grenze, und er mit ihm. Mein Vater muß sich wohl zu der Zeit an einem Beamten vergriffen haben. Schramm brachte meinen Vater verwundet nach Hause, und dann . . . kam die Not. Mein Vater konnte monatelang nicht gehen, meine Mutter lag krank und schrie in der Gicht, und ich selbst konnte nichts verdienen, weil ich die Eltern pflegen mußte. Und dann kam er immer. Er brachte meinem Vater Tabak und Branntwein, und der Mutter gab er Geld. Ich fürchtete mich vor ihm, und der Vater fürchtete ihn schließlich auch. Er wollte mich heiraten, und ich sagte nein; er brachte den Pockenfritz, und ich sagte nein; es kamen keine Briefe mehr, und immer noch sagte ich nein. Da wurde er wütend, da sagte er mir, wenn ich nicht in drei Wochen seine Frau wäre, verrate er den Vater und bringe ihn hinter Schloß und Riegel, und meine Mutter käme dann ins Armenhaus. Ich fragte meinen Vater, ob das wahr sei, und als ich keinen Weg mehr wußte, keinen Rat

und keine Rettung, da . . . wurde ich seine Frau. Zwei Wochen später starb mein Vater. Meine Mutter und ich zogen mit . . . ihm ins Moor, und jetzt . . . Paul, du hättest mich lassen sollen; du weißt ja nicht, wie unglücklich ich bin!«

Sie weinte, und er stand neben ihr und rührte sich nicht. Endlich sagte er: »Wenn meine Briefe nicht angekommen sind, so wurden sie gestohlen . . . von ihm oder Gott weiß, von wem. »Ich aber hab nie an eine andere gedacht, ich hab dich immer geliebt, Hannchen, immer.«

»Aber du hast Schramm ins Gefängnis gebracht, das vergißt er dir nicht, nie! Paul, geh weg von hier, es gibt sonst noch ein Unglück; ich weiß es, er . . . er . . . Paul, wenn du mich lieb gehabt hast, dann geh weit weg, weit weg!«

»Und du?«

Sie antwortete nicht, sie blickte nur nach dem Wasser. Er verstand ihre Gedanken, er ergriff ihre beiden Hände und sah ihr voll in die Augen.

»Hannchen! Zum allerletztenmal fasse ich deine Hand; denn du bist seine Frau, und wir wollen ehrlich bleiben. Hannchen, du weißt, daß ich dich immer lieb habe . . . heute noch! Wenn es dich glücklich macht, dann gehe ich fort von hier für immer; ich habe schon um meine Versetzung geschrieben. Wenn du mich aber jemals lieb gehabt hast, Hannchen, wenn du willst, daß ich dir

glauben soll, dann tue mir das letzte Leid nicht an, dann . . . Ach Gott, wäre es doch anders! Geh zurück und mach mich nicht ganz unglücklich.«

Da legte sie den Kopf auf einen Erlenzweig und stöhnte.

»Ich tue, was du willst,« sagte sie endlich. »Aber geh ihm aus dem Wege, solange du noch hier bist. Er hat dir Rache geschworen und glaubt, du hättest ihn ins Gefängnis gebracht, weil . . . Er glaubt, ich sei ihm nicht treu.«

»Der Schuft!«

»Geh ihm aus dem Wege, Paul, mir zuliebe.«

»Ich bin nur noch wenige Wochen hier und werde ihn nicht aufsuchen. Doch wenn ich im Dienst bin . . . du kennst meine Pflicht!«

»Aber schieß nicht auf ihn, ich möchte sonst nie mehr an dich denken!«

»Mit den Fäusten werd' ich ihn würgen, wenn er mir begegnet. Den ersten Schuß tue ich nicht, den mag er selbst tun, mir wär's schon recht; aber schießt er wirklich und ich kann noch losdrücken . . . vielleicht muß ich dann sterben, aber du, Hannchen, bist dann frei!«

»Doch mich wirst du nie mehr sehen, wenn er von deiner Kugel stirbt.«

»Hannchen, ein Schuft bin ich nicht!«

»Ich weiß es, Paul.«

Sie verstummten beide; sie fühlten, daß der letzte

Abschied für sie gekommen, daß sie sich nie mehr wiedersehen würden, daß etwas zwischen ihnen stehe, was ihnen in dieser Stunde die Zunge band, und sie senkten das Haupt und traten einen Schritt voneinander zurück.

Am Gesichtskreis zog drohend ein Wetter herauf, die Laufkäfer verkrochen sich in die Heide, und der Rohrfänger, der hin und wieder im nahen Schilfe gezwitschert, verstummte. Es wurde dunkler, und die zwei standen wortlos im Wetterschein. Klein hob den Kopf und sah der unglücklichen Frau in das blasse, zuckende Gesicht.

»Hannchen! Nun geh in Gottes Namen. Ich vergesse dich nie! Lebe wohl!«

Er gab ihr die Hand und drückte die ihrige mit abgewandtem Gesichte. Dann ging er, er sah sich nicht mehr um, er fühlte, daß seine Kraft zu Ende war.

Der Sturm brach los. Rasend jagte er über das Moor, und die verkrüppelten Sträucher drückten sich platt vor ihm zu Boden. Nur der Mann, der ihm trotzig entgegenschritt, beugte sich nicht. Noch einmal heulte der Sturm auf wie ein wildes Tier, dann legte er sich winselnd, wie eine bezwungene Bestie vor der Peitsche des Bändigers: die Wetterwolke hatte ihren ersten Blitz geschleudert, der Donner grollte und die Erde bebte.

Hanne stand regungslos, nur Haar und Kleider flatterten im Winde. Sie sah dem Manne nach, der von ihr

ging für immer. Jetzt verschwand er im Dunkel des Unwetters, jetzt sah sie noch einmal seine hohe Gestalt mitten im blendenden Lichte eines Blitzes und: »Paul!« schrie sie verzweifelt, »Paul!«

Aber er hörte sie nicht; ihre Stimme ging unter in einem furchtbaren Donner.

Siebentes Kapitel.

Schramm stand allein in seiner Hütte. Der Wind peitschte den Gewitterregen gegen die kleinen Fensterscheiben, stieß zornesmutig in den Kamin und bannte den stechenden Torfrauch, der langsam von der Feuerstelle aufquirlte, in die dunkle, kleine Hütte. Ängstlich drehte sich die Taube auf dem Boden ihres Käfigs um sich selbst; nur wenn ein greller Blitzschein den Raum plötzlich erhellte, stand sie geblendet still, verbeugte sich und lachte.

Schramm haßte dieses Lachen. Ungeduldig stieß er mit dem Besen gegen den Vogelkorb, um die Lachtaube zum Schweigen zu bringen; es nützte nichts: bei jedem niederfahrenden Blitze lachte das Tierchen. Es wurde ihm zu toll, der Ärger übermannte ihn, er fing die Taube, öffnete die Haustüre und schleuderte das furchtsame Geschöpf hinaus in den Sturm. Die flügelahme Taube kämpfte einen Augenblick gegen die Gewalt des Unwetters, dann warf ein Windstoß sie seitwärts ins nasse Gestrüpp.

Schramm schlug die Türe zu. Er hatte nun Ruhe; denn mehr als das Unwetter hatte ihn das hilflose Tier gestört.

Blitz folgte auf Blitz, der Regen wurde heftiger.

Schramm mußte immerfort an die Taube denken, die jetzt draußen im Unwetter war wie — wie seine Frau.

Er biß die Zähne zusammen . . . Die! Der war es allerdings draußen im Sturme wohler, als bei ihm.

Sein Blick fiel auf die leere Wiege; dann sah er auf den offenstehenden leeren Käfig und dachte daran, daß sein Kind manchmal mit der Taube gespielt hatte.

Ihn hielt es nicht mehr in der rauchigen Stube; er ging hinaus. Der Wind warf ihm den Regen ins Gesicht, er zauste ihm die Haare und zerrte an seinen Kleidern. Schramm achtete nicht darauf; er sah auf den Pfad, der durchs Moor führte, aber nichts war zu erspähen. Der Wind peitschte eine graue Regenwand nach der anderen vor sich her, man sah kaum einen Steinwurf weit.

»So ein Hundewetter!« murmelte Schramm und ging wieder der Hütte zu.

Auf halbem Wege wandte er sich, sah nach der Taube und bog das Gestrüpp auseinander, wohin der Wind sie geworfen. Das Tierchen hatte vor Angst Krämpfe bekommen. Schmutzig und naß lag es am Boden, zog die Füße an und schlug hin und wieder mit einem Flügel; der andere schien gelähmt.

»Na, na!«

Er hob die Taube auf und strich über ihre nassen Federn; sie öffnete den Schnabel, schlug noch einmal mit dem Flügel, streckte die Beinchen und war tot.

Eine helle Wut kam über den Schmuggler. Einen

Augenblick noch hielt er die tote Taube in der Hand, dann warf er sie mit einem Fluche weit weg und trat ins Zimmer.

An seinem Ärger war der rote Oettgers nicht wenig schuld. Bei Nacht und Nebel war der Kerl auf und davon; wahrscheinlich hatte er sich für die Kolonien anwerben lassen, und nun konnte Schramm den ganzen Schaden tragen: die Hinterlassenschaft Gerds war keine drei Taler wert, der Viehhändler spaßte nicht, und wenn Schramm in drei Monaten die Kuh, die den Grenzjägern in die Finger gefallen, nicht bezahlt hatte, mußte er sich darauf gefaßt machen, von dem Viehhändler verraten zu werden.

Aber das war es nicht allein, das konnte ja durch einige glückliche Gänge über die Grenze schließlich wieder in Ordnung gebracht werden, obschon es ärgerlich genug war, so mir nichts, dir nichts für andere die gebratenen Kastanien aus dem Feuer holen zu müssen. Etwas anderes war noch.

Er setzte sich an den Tisch, stützte den Kopf in beide Hände und hielt sich die Ohren zu, weil ihn das Prasseln und Donnern da draußen störte. Dann sah er unablässig auf die leere Wiege und biß die Zähne zusammen . . . Die war nicht umsonst leer; sein Weib hatte falsch geschworen! Und Gerd hatte das Feld bestellt und war von Klein dafür bezahlt worden! Diesmal hatte der schiefe Gerd nicht gelogen, diesmal nicht.

Schramm kaute an seinem Schnurrbart. Nein, sie sollen

nichts davon merken, noch nicht, noch nicht! Aber wenn es vorüber . . . dann . . .

Hastig griff er in die Schublade, holte Papier und Schreibzeug hervor, leckte an der Feder, schüttelte das Fläschchen und begann mit verstellter Handschrift einen Brief zu schreiben. Darauf nahm er das Papier, trocknete es am glimmenden Torf, bis es ansengte, las es nochmals und faltete es dann ungeschickt zusammen. Auf einen vergilbten Umschlag schrieb er mit eckigen Buchstaben die Adresse Kleins, packte den mit abgestandener, blasser Tinte abgefaßten Brief ein und griff nach seiner Mütze.

In diesem Augenblicke trat seine Frau ein; sie war völlig durchnäßt und stellte sich fröstelnd ans Feuer.

Schramm schob den Brief, den Hanne bereits bemerkt, rasch in die Tasche, sah seine Frau von der Seite an und fragte unwirsch: »Wo warst du?«

»Im Moor.«

Einen Augenblick blieb er unentschlossen stehen. »Ich gehe nach Venlo,« sagte er dann und verließ rasch die Hütte.

Hanne blieb lange unbeweglich. Ihre Gedanken waren weit weg. Endlich strich sie sich fröstelnd über das nasse Haar und sah sich wie geistesabwesend um; sie kam sich so fremd im eigenen Hause vor, so ganz verlassen. Sie schob das großgeblümete, verblichene Tuch von dem Schlafgemach ihrer verstorbenen Mutter und sah hinein, als ob sie etwas suche. Plötzlich schien sie sich zu

besinnen, rasch ging sie an das Lager ihres Mannes und wühlte im Stroh. Sie holte ein altes Gewehr hervor und einen Revolver; ihre Hand zitterte, als sie die Waffen hielt.

Das Bild ihres Mannes stieg vor ihr auf; sie dachte an seinen Zorn und schien unschlüssig zu werden. Dann aber trat sie in die Türe, spähte hinaus, zog sich ein Tuch um die Schultern und eilte rasch fort. Der Regen rann noch, aber der Sturm hatte nachgelassen, nur von fern klang grollender Donner.

Jetzt hatte sie den großen Wassertümpel hinter dem Hause erreicht; er war breit und so tief, daß er auch im heißesten Sommer nicht austrocknete. Hanne blieb stehen; sie hielt die Waffen unter der Schürze und sah in das Wasser, aus dem die dicken Regentropfen den fettigen Glanz verdrängten und fortwährend Blasen warfen. Die Hand des blassen Weibes zitterte leise; aber entschlossen holte sie aus zum Schwunge — klatsch, klatsch — mit dumpfem Schall fielen die Waffen mitten in den großen Tümpel. Dann war es still, man hörte nur den einförmigen Tropfenfall im Wasser, und Hanne sah starr auf die Wellenringe, die gleichmäßig über die Wasserfläche zogen, aber bald vom Regen verwischt wurden; nur rechts und links von der Stelle, wo die Waffen versunken, stiegen noch einige Luftblasen aus der Tiefe. Hanne hüllte sich fester in ihr Tuch und eilte zurück in die Hütte.

Erst spät am Abend kam Schramm, der den nach Straelen gerichteten Brief in Venlo auf die Post getragen, zurück. Er tappte im Dunkeln umher, zündete Licht an und ging nach dem Schlafraume — er war leer. Betroffen blieb er stehen, dann leuchtete er nach dem Schlafraume, den die Großmutter sonst benutzt hatte, und — richtig! Dort lag sie; nicht einmal die Kammer wollte sie mehr mit ihm teilen. Einen Augenblick stand er unschlüssig, ob er ihr nicht zeigen solle, wer hier der Herr sei; dann aber blies er hastig das Licht aus, ging in den anderen Schlafraum und ballte die Fäuste.

»Später!« murmelte er. »Später!«

* * *

Am anderen Morgen in der Frühe schnürte Schramm mit Weidenruten einige alte Bretter zusammen, welche die Torfgräber beim Torfstechen unter die Füße zu legen pflegen, um nicht im Morast zu versinken. Er lud sie auf seine Schulter und ging ins Moor hinaus. Hanne sah ihm nach und atmete auf. »Gott sei Dank; er geht an die Arbeit!«

Es war ein wunderschöner Tag; die Sonne stand leuchtend am klaren Himmel; nach dem heftigen Gewitterregen hatte die Schwüle etwas nachgelassen.

Schramm kam erst gegen zwei Uhr zurück; er sah finster aus, verlangte sein Mittagessen und sprach wenig.

»Du hattest ja heute morgen den Spaten vergessen,« sagte Hanne und räumte den Tisch ab.

»Ich brauche keinen Spaten.«

»Soll ich dir nicht heute bei der Arbeit helfen, Richard?«

»Ist nicht nötig. Gib mir die Ölflasche und einen Leinenlappen.«

Während Hanne das Gewünschte holte, ging Schramm in sein Schlafgelaß und wühlte im Stroh. Hanne wurde ganz schwach, als sie es hörte.

»Hast du die Sachen weggelegt?«

»Welche Sachen?« fragte sie verwirrt, obschon sie ganz genau wußte, was er meinte.

»Den Revolver und die Flinte; ich will sie putzen . . . Nun?«

»Ich . . . ich meine . . . ich habe solche Angst vor dem Gewehr und . . . wie leicht ist ein Unglück da. Richard, denke an den Gerd.«

»Ich denke an ihn!« rief Schramm erregt. »Her das Gewehr!«

»Richard, sei nicht böse; es . . . es ist nicht mehr da.«

»Was?! Schaff mir den Revolver und das Gewehr her, oder . . .!«

»Richard, ich weiß es ja doch, wenn du auch nichts sagst: du bist mit dabei gewesen, als der schiefe Gerd erschossen wurde, du bist im Verdacht, und wenn man die Sachen bei dir findet . . .«

»Wo hast du sie?«

»Ich wollte ein Unglück verhüten, und da . . .«

»Wo sind sie?«

»Ich . . . Richard . . . ich habe sie ins Wasser geworfen.«

Einen Augenblick stand er bereit, sich auf sie zu stürzen; aber ihre Augen bannten ihn, und er stieß ein häßliches Gelächter aus.

»Jawohl, jawohl! du! Soll ich dir sagen, warum du es getan? Hier —« und er warf ein Päckchen auf den Tisch —»hier hast du auch die Patronen. Einen Kugelsegen sprich darüber, und dann schick sie ihm, dem Schuft, damit er besser trifft als das letztemal!«

»Richard!« rief sie entsetzt.

»Ja, du! Aber das sage ich dir: mit dem werde ich auch ohne Patronen fertig.«

Er lachte grimmig, griff zum Spaten und ging hinaus in die Torfgrube.

Minutenlang starrte Hanne ihm nach, dann fiel sie auf die Kniee, legte den Kopf auf die leere Wiege und weinte herzbrechend.

Als Schramm gegen sechs Uhr wieder ins Haus trat, wagte seine Frau von ihrer Arbeit nicht aufzusehen; sie duckte sich förmlich, so verängstigt war sie.

Im Vorbeigehen stieß Schramm sich mit dem Schienbein an die Wiege. Er fluchte vor Schmerz, griff dann zur Axt und schlug draußen die Wiege in Stücke.

Jeder Schlag traf die Frau ins Herz; aber sie sagte nichts, sie weinte nur ganz still, ihre Kraft war gebrochen.

Bald darauf ging Schramm und nahm den Springstock aus der Ecke, mit dem man sich im Moor an gefährlichen Stellen von Mooshügel zu Mooshügel schwang. Vorerst jedoch blieb er auf dem sicheren Pfade und schlug erst nach einer Viertelstunde einen Weg ein, den ein Unkundiger sicher nicht gefunden hätte, da er nur hin und wieder von Schmugglern durch geheime Wegemarken, abgebrochene Aste und dergleichen, gekennzeichnet war. Schramm verfolgte den nach dem Gewitterregen nicht ungefährlichen Weg etwa eine halbe Stunde lang. Mitten durch diese unheimliche Gegend ging die Grenze, die aber hier nicht so scharf bewacht wurde wie an anderen Stellen, weil das tiefe, trügerische Moor gerade hier ganz undurchdringbar schien.

Schramm blieb aufatmend stehen; er war am Ziele seiner Wanderung. Er lauschte; nichts ließ sich vernehmen als das ferne »I—prumb, i—prumb« der Rohrdommel und das zudringliche, leise Summen unzähliger Mücken, die, Rauchsäulen gleich, bei jedem Schritte aus großen und kleinen Pfützen aufwirbelten. Er untersuchte den verfilzten Boden, der sonst jeden Schritt unhörbar machte, jetzt aber, da das blaßgrüne Torfmoos sich wie ein Schwamm voll Regenwasser gesogen hatte, unter jedem Fußstritte patschte und gluckste. Er fand nichts als im weichen Boden die Stiefelabdrücke, die er

schon am Morgen dort hinterlassen hatte. Seitwärts auf dem stillen Wasser schwamm furchtlos ein schwarzes Bläßhuhn, der beste Beweis, daß alles ruhig und sicher ringsum war. Die Sonne hatte den ganzen Tag über mit unverminderter Kraft herniedergebrannt; eine schwere, feuchtwarme Luft lag über dem brütenden, einsamen Moor. Silberglänzend leuchtete das weiße Wollgras. Kalmus, Brunnenkresse, Pestwurz und Wasserfeder machten sich am Rande eines kleinen Tümpels den Rang streitig.

Schramm bog ein Weidengebüsch auseinander, zog zwei halblange Bretter hervor, auf welche breite Riemen genagelt waren, und band sie sich fest unter die Füße; dann faßte er den Springstock und bog von dem geheimen Wege ab. Er wußte, daß er einen gefährlichen Gang machte, all seine Sinne waren wach, denn jeder unbedachte Schritt konnte den Tod bringen.

Im Grase schülperte glucksend das schwarze Wasser, der Boden gab nach, die Grasnarbe bebte zitternd auf und ab; aber ruhig setzte Schramm seinen Weg fort, jeden kleinen Mooshügel als Stützpunkt für seine Füße im Auge behaltend und vor jedem Sprunge sicheren Blickes die Entfernung von Mooshügel zu Mooshügel abschätzend. Eine schwarze Natter sah ihn an aus boshaften Augen, züngelte, zischte und schlüpfte dann vor seinem Springstocke unter die Seggen. An besonders gefährlichen Stellen lag jedesmal eines der schmutzigen

Bretter, die er am Morgen schon hierher gebracht, quer im Wege. Er merkte sich genau ihre Lage und rückte einige Bretter besser zurecht; aus jedem kleinen Loche, das der Springstock in den verfilzten, weichen Boden gedrückt, quoll schwarzer Morast, aus dem giftige Gasblasen stiegen.

Der Klageruf eines Moorhuhns ließ sich vernehmen, dann wurde es still in dem träg brauenden Moor.

Schramm wich jetzt wieder von der Richtung ab, machte einen Bogen nach links und kam bald auf sicheren Untergrund. Sein ganzes Auftreten zeigte etwas Scheues und Unstütes, trotz der finsternen Entschlossenheit seiner Züge. Er machte eine kurze Rast, band die Bretter von den Füßen, verbarg sie in den Binsen, spähte nach allen Seiten, horchte und trat dann den Rückweg nur mit dem Springstock an. Er nahm denselben Weg, als ob er ihn sich besser einprägen wolle, und sprang mit Hilfe des Stockes von Mooshügel zu Mooshügel. Unheimlich klang durch die Stille hinter seinen Sprüngen her das Glucksen der Luftblasen im Wasser; aber hastig, um seine Last der trügerischen Pflanzendecke nicht zu lange anzuvertrauen, eilte er vorwärts und hielt endlich aufatmend an dem Punkte, von wo aus er seine gefährliche Wanderung angetreten.

Nun zog er ein großes, weißes Tuch hervor, schnitt mit seinem Taschenmesser an gedeckter Stelle Schilf und Binsen ab und wußte alles so in das Bündel zu packen,

daß dieses recht umfangreich wurde, ohne ihm durch sein Gewicht beschwerlich zu fallen. Der Ballen für den Scheinträger war fertig.

Schramm trug das leichte Bündel unter die dichten Zweige eines Erlenstrauches, der ganz nahe am Wasser stand. Noch einmal machte er eine kurze Runde nach der Richtung hin, aus der sein Feind kommen mußte — denn einen Feind erwartete er — noch einmal hielt er den Atem an und lauschte; aber nichts ließ sich vernehmen als der gleichförmige, trostlose Unkenruf. Dann ging er nach seinem feuchten Verstecke und setzte sich neben sein Bündel.

In finsterem Brüten sah er auf die Wasserfläche zu seinen Füßen, aus der das Pfeilkraut, der braungrüne Wasserschierling und der große Sumpfschachtelhalm aufragten. Wassermücken und Wasserspinnen glitten wie Schlittschuhläufer über die dunkle, unbewegliche Flut. Hin und wieder kam ein kleiner Rückenschwimmer an die Oberfläche, suchte aber schnell das Weite, wenn ein breiter Gelbrand sich ihm näherte oder wenn glänzende Taumelkäser gar zu wirre Kreise über ihm zogen.

Schramm verharrte regungslos in seinem Versteck. Die Sonne ging unter, die kleinen Bewohner des Tümpels suchten sich einen Unterschlupf; nur ein großer, häßlicher Wassermolch ruderte schwerfällig ans Ufer, schnappte einmal nach Luft, glotzte Schramm an und verschwand dann im dunklen Wasser zwischen der üppig wuchernden

Wasserpest.

Der Himmel hatte sich allmählich mit Wolken überzogen; es wurde rascher finster, als Schramm es erwartet hatte. Er zog leise die Beine an, er wurde steif von dem langen Sitzen, wollte aber das Versteck nicht mehr verlassen, obschon es noch zwei Stunden währen konnte, bis sein Feind zu erwarten war. Stumm in sich zusammengekauert, hockte er bewegungslos da, einem Raubtier vergleichbar, das auf Beute lauert.

Mit gespenstischem Flügelschlag strich es dicht über ihn — er zuckte zusammen, über das brodelnde Moor klang schriller Eulenschrei.

Achtes Kapitel.

Der Zollaufseher Klein, der die Nacht über Dienst gehabt hatte, wurde zunächst durch schriftliche Arbeiten bis gegen Mittag auf dem Zollamt Dammerbruch festgehalten. Dann besuchte er seinen Kollegen Lanne, dessen Wunde um so rascher heilte, weil die Kugel keinen Knochen verletzt hatte. Der Kranke befand sich in bester Stimmung, da er mittlerweile die Gewißheit erhalten, daß er nach seiner Wiederherstellung nach Wesel versetzt würde. Er hatte am Nachmittage vorher dem Arzte das Gesuch seines Freundes zur rascheren Weiterbeförderung mitgegeben und versicherte Klein, der schweigsam an seinem Bette saß, ein über das andere Mal, auch seine Versetzung würde gewiß nicht lange auf sich warten lassen.

Klein antwortete dem Kranken nur zerstreut und einsilbig; er sehnte sich nach Ruhe, nach ungestörter Einsamkeit, er kam sich so alt, so sterbensmüde vor und begab sich deshalb bald nach Hause.

Hier fand er einen Brief vor. Das Schreiben trug eine holländische Freimarke und kam aus Venlo. Klein entzifferte die blassen, steifen Schriftzüge nur mühsam, aber seine Hände zitterten und sein Gesicht nahm einen

starren, finsternen Ausdruck an.

In dem Briefe, der ohne Unterschrift war, wurde ihm mitgeteilt, daß Schramm diesen Abend jedenfalls zwischen zehn und elf Uhr Tabak einschwärzen werde. Der Ort, wo der Schmuggler die Grenze überschreiten wollte, war ganz genau angegeben; Klein konnte ihn nicht verfehlen, er kannte die Stelle, die man Eulenbruch nannte, genau.

»Wenn Ihr ihn packen wollt, so seid pünktlich da.« So schloß das merkwürdige Schreiben, das Klein in fieberhafte Aufregung versetzte.

Er las es zwei-, dreimal. Jedenfalls war der ungenannte Schreiber ein Feind Schramms, möglicherweise ein anderer Schleichgänger, dem Schramm im Wege war.

Der Beamte überlegte. War es eine Falle, die man ihm stellte, ein Hinterhalt, in den man ihn locken wollte? Unmöglich, denn er konnte mit dem Briefe ja auf das Zollamt gehen und mehrere Begleiter verlangen. Eine Fopperei? Nein, gewiß nicht; nur ein Feind Schramms konnte den heimtückischen Brief geschrieben haben; nicht ihm, sondern Schramm galt die Falle.

Klein las das Schreiben noch einmal, dann legte er es zu seinen amtlichen Papieren und ging ruhelos im Zimmer auf und ab.

Endlich war sein Entschluß gefaßt: er wollte hingehen, er mußte es; er durfte sich auch dem Briefschreiber gegenüber nicht den Anschein der Feigheit geben.

Überdies regte die alte Bitterkeit, der alte Haß sich wieder in ihm. Noch einmal war ihm Gelegenheit geboten, den Menschen, der ihm alles Lebensglück zerstört, zu demütigen, ihn hinter die Kerkermauern zu bringen und . . .

Aber sie?

Auch ihr war ein letzter Liebesdienst erwiesen, wenn der Mann, der sie unglücklich gemacht, der sie betrogen und vor dem sie sich fürchtete, wenigstens für Monate oder Jahre gehindert wurde, sie seine brutale Gewalt fühlen zu lassen.

Klein zog die Uniform aus und legte seine eigenen Kleider an; dann untersuchte er den Revolver, nahm Patronen und lud.

Aber hatte er ihr nicht versprochen, nur im Notfalle zu schießen? Gewiß, sein Versprechen brechen würde er ja auch nicht, und im Notfalle . . . Er sicherte die Feder und steckte die Waffe zu sich.

Es widerstrebte ihm, einem Zweiten von dem Inhalt des Briefes Kenntniss zu geben; allein wollte er den Gang machen, ohne Beihülfe wollte er sich, des Verhaßten bemächtigen, und drohte ihm dabei eine Gefahr — feig war er nie gewesen, und heute war etwas in ihm, was ihn die Gefahr suchen ließ; zu verlieren hatte er ja ohnehin nichts mehr.

Die Stunden dehnten sich endlos; es schien, als wolle es gar nicht Abend werden; alles fieberte in Klein, und

die äußere Ruhe, womit er die letzten Vorbereitungen traf, hatte etwas unnatürlich Gezwungenes.

Ohne noch einmal bei Lanne anzurufen, machte er sich rechtzeitig auf den Weg, um schon vor zehn Uhr an Ort und Stelle zu sein. Er kannte den selten betretenen geheimen Schmugglerpfad; gelang es ihm, hier seinem Feinde den Rückzug abzuschneiden, so gab es keinen Ausweg für diesen, das Moor war ringsum, und wie gefährlich es gerade an dieser Stelle war, wußte er ganz genau.

Der dichtbewölkte Himmel machte den Abend ungewöhnlich dunkel. Vorsichtig, den Revolver schußbereit in der Hand haltend, schritt Klein aus dem gefährlichen Schmugglerpfade durch den Eulenbruch der in dem Briefe bezeichneten Stelle zu. Hin und wieder blinkerte rechts und links das Wasser, oder ein halb verfaulter Weidenstumpf leuchtete unheimlich mit phosphoreszierendem Lichte. Wildenten schwirrten nicht weit vom Pfade, strichen über die Wasserfläche und fielen drüben ins Geröhr, aus dem lauter Unkenruf erklang. Ein schwüler Brodem stieg aus dem Morast, wie weiße Schleier wallte der feuchte Dunst überall zwischen Schilf und Igelkolben. Jetzt fiel schimmernd ein Stern vom Himmel; es war der einzige, der die Wolken durchdrungen hatte, und Klein blieb für einen Augenblick geblendet stehen.

Er schloß die Augen, um sie wieder besser an die

Dunkelheit zu gewöhnen; denn jetzt hieß es, alle Sinne zu gebrauchen wie ein Spürhund. Eine Eule schrie schrill; Klein blieb stehen, weil er glaubte, es sei ein verabredetes Zeichen, und Schramm komme nicht allein. Wieder tönte der Schrei der Mooreule; jetzt huschte das Tier selbst auf breiten, weichen Flügeln unhörbar vorüber, und Klein atmete auf: es war also doch kein Schmugglersignal gewesen. Vorsichtig schritt er weiter; er hörte, wie das Wasser im Moose quirlte, wie die Wasserkolben im Nachtwinde rasselten und wie es hin und wieder im Wasser plätscherte, als ob dort noch ein Frosch sein Wesen triebe.

Jetzt — da! Er hörte Schritte, ganz klar, ganz deutlich, es patschte förmlich, wenn sich die Sohle des Schleichträgers aus dem zähen, feuchten Grunde hob. Blitzschnell duckte sich Klein und hielt den Atem an . . . jetzt sah er den hellen Ballen und die dunkle Gestalt, die hörbar keuchte, als ginge sie unter schwerer Last. Aber nicht hinter ihm: vor ihm tauchte die Gestalt auf; es galt also nicht mehr, sie aufzuhalten, es galt, sie einzuholen.

Klein faßte den Revolver fester; bis in den Hals hinein schlug ihm das Herz.

»Halt! Wer da?«

Keine Antwort. Der Schmuggler riß aus.

»Halt! Halt! Halt!«

Der Schleichträger bog vom Pfade ab, warf aber den Ballen nicht weg, sondern eilte rüstig durchs unwegsame

Moor. Klein sprang hinter ihm drein, daß das Wasser stellenweise hoch aufspritzte. Er hatte keine Zeit mehr, auf den Weg zu achten; in wilder Freude sah er, daß er den Verfolgten bald eingeholt haben würde; mochte auch der Boden unter ihm schwanken, mochte das Moorwasser noch so unheimlich zwischen dem Grase schülpern: die Stelle, die den Fuß des Flüchtlings getragen, würde auch dem Verfolger einen Halt bieten; also vorwärts!

»Halt! Halt!«

Ein keuchend hervorgestoßenes, kurzes Hohngelächter antwortete ihm. Für einen Augenblick berührte sein Finger den Hahn des Revolvers; aber er hielt die Waffe gesenkt und stürmte weiter.

Jetzt bückte sich der Schmuggler gar, jetzt hob er etwas vom Boden. Klein erkannte es in der Dunkelheit nicht, verdoppelte aber seine Schnelligkeit: noch wenige Sprünge, und er mußte den Ausreißer erreicht haben.

Klein hörte noch, wie der andere etwas zu Boden warf, was er vorhin wohl aufgehoben haben mochte. Er achtete nicht darauf, er strengte seine ganze Kraft an, um den Verfolgten einzuholen.

Der Mond brach durch die Wolken, es wurde heller.

»Schramm!« schrie der Beamte, aber der Schmuggler war in demselben Augenblicke hinter einer Erle verschwunden.

Jetzt kam Klein zu der Stelle, wo Schramm etwas aufgehoben hatte; keuchend, mit heißen Schläfen sprang

er vorwärts. Da! — die weiche Pflanzendecke barst, der Schlamm spritzte auf, und durch die Gewalt des Sprunges mit dem Oberkörper in jähem Ruck vornüber schlagend, daß der Revolver in weitem Schwunge wegflog, fühlte Klein mit Entsetzen, daß er eingebrochen war, daß er schon bis über die Knie im Morast steckte. Er warf sich mit dem Oberkörper flach aus die schwankende Pflanzendecke, um sich so zu halten, aber auch diese brach, zähflüssiger Brei quoll brodelnd aus der unheimlichen Tiefe.

»Schramm!« schrie der Sinkende, »hilf mir, ich bin eingebrochen.«

Er stellte sich und versuchte, ein Bein loszuziehen; der Versuch mißlang, er sank tiefer, schon bis an die Hüften steckte er im zähen Moorgrund, der ihn festhielt, der ihn langsam, langsam tiefer zog mit unheimlicher Gewalt. Er griff in die Brusttasche, und ein tödlicher Schreck ging ihm ans Herz: in der Aufregung hatte er vergessen, daheim die Signalpfeife zu sich zu stecken. »Schramm!« schrie er, »Schramm, um Gottes willen, hilf mir!«

Er lauschte. Einen Augenblick blieb es still, dann hörte er, wie der Schmuggler hinter den Büschen her näher kroch.

»Hierher, Schramm! Hier!«

»Wirf den Revolver fort, oder ich komme nicht näher!« antwortete der Schmuggler, der hinter dem niederen Faulbaumgesträuch liegen mußte.

»Ich habe ihn beim Fallen verloren. Rasch, ich sinke.«

»Du lügst! Heb die Hände hoch!«

Klein hob die Hände mit ausgespreizten Fingern.

Da hob sich aus dem Buschwerk die dunkle Gestalt des Schmugglers.

»Warte!« rief Schramm und warf das Brett, das er vorhin weggezogen hatte, keine drei Meter vor dem Versinkenden nieder; ein geschickter Schwung mit dem Springstock, und er stand mitten im Mondschein vor seinem Verfolger.

Angstvoll schaute Klein in das scharf beleuchtete Gesicht seines Todfeindes und streckte flehend die Hände nach ihm aus.

»Hilf mir, hilf mir! Ich versinke!«

Schramms Augen leuchteten grauenvoll, krampfhaft faßte seine Faust den wuchtigen Springstock; mit haßverzerrtem Gesichte holte er aus zu furchtbarem Schlage.

»Schramm!« schrie der Versinkende und hob die Hände wie zur Abwehr in die Höhe. »Schramm, ich bin wehrlos!«

Langsam sank der Knüttel.

»Nein, du Schuft; es wäre zu schade! Langsam sollst du verrecken, du Hund!«

Schramm sprach es mit eisigem Ton, warf den Springstock hinter sich und kreuzte die Arme über die Brust: »So! Vor meinen Augen sollst du versinken.«

»Schramm, spaße jetzt nicht!«

Ein haßerfülltes, unheimlich klingendes Hohngelächter antwortete ihm.

Da kam die Wut der Verzweiflung über den Unglücklichen; er warf sich hin und her, nach jedem Grasbüschel griff er, er mühte sich fast eine halbe Stunde bis zur Erschöpfung ab, um sich zu befreien, aber ganz unmerklich, rettungslos sank er tiefer in das zähe, schwarze Moor. Mit funkelnden Raubtieraugen sah sein Feind ihm zu.

»Wen das Moor einmal gepackt hat, den läßt es nicht wieder los,« sagte der Schmuggler zu dem Erschöpften, der von neuem Versuche machte, sich aus der ihn festhaltenden, zähklebrigen Masse zu befreien. »Es nützt nichts, du steckst einmal drin, und kämst du auch heraus: lebendig kommst du hier nicht mehr fort!«

Klein antwortete nicht; gellend pfiff er auf den Fingern, bis ihm der Atem versagte und er ganz schwindlig wurde. Wieder verstrich eine halbe Stunde.

»Dich hört keiner; die nächsten Posten stehen weit genug; es ist alles umsonst!«

»Schramm, ich flehe dich an: um des Himmels willen, hilf mir heraus!«

»Versink nur, du Schuft, versink nur! Du hast mich ja auch hineingebracht ins Gefängnis, du hast mich ja auch nicht herausgeholt aus dem Loche, wo ich fast verrückt wurde. Nun sind wir quitt, nun bist du drin, und ich soll

dich herausziehen? Hahaha!«

Er spuckte nach ihm in wildem Hohn und Haß, er hob den Knüttel zu wuchtigem Schlage, ließ ihn aber wieder fallen und lachte nur teuflisch.

»Nein, so sollst du untergehen vor meinen Augen, langsam, Zoll für Zoll!«

Wieder pfiß Klein, wieder mühte er sich vergebens ab, sich zu befreien, bis ihm der kalte Schweiß aus allen Poren brach, bis er halb ohnmächtig jeden weiteren Versuch aufgab.

Eine Viertelstunde verrann.

»Schramm, erbarme dich!« flehte der Beamte noch einmal mit erstickender Stimme und bittend gehobenen Händen.

»Damit du dann hingehst und mich verrätst!«

»Ich schwöre dir, daß ich schweige; ich bin nicht im Dienst.«

»Aber packen wolltest du mich auch außer Dienst; ich kenne dich!«

»Du siehst, wie ich sinke; es geht mir schon an die Brust. Hilf mir! Hilf mir!«

»Ich sitze dann übermorgen wieder hinter Schloß und Riegel und du . . . du gehst zu meinem Weib, du gehst . . .«

Plötzlich sah Schramm den Revolver im Mondlicht blinken; er vergaß alle Vorsicht, er stürzte sich auf ihn als eine köstliche Beute. Wohl schwankte der Grund unter

ihm, wohl gluckste das unheimliche, schwarze Wasser, aber er kam wieder glücklich auf das Brett. Schramm spannte den Hahn und richtete die Waffe auf den Kopf seines wehrlosen Opfers.

»So! Und nun sag mir die Wahrheit, oder ich schieße! Hast du den schiefen Gerd bezahlt, damit er für . . . für . . . für sie arbeite?«

»Ja; aber sie wußte nicht, daß ich Gerd für die Arbeit bezahlte, sie meinte, er täte es aus freien Stücken . . . Schramm: das Moor steht mir schon unter den Armen; mir ist es einerlei, ob du mich so oder so umbringst. Schramm! Ich hab die Hanne lieb gehabt, ehe du sie kanntest, und du hast sie mir gestohlen; du hast sie belogen und betrogen, du hast sie unglücklich gemacht! Ich hasse dich, und wenn ich dich jetzt vernichten könnte mit einem einzigen Wort, ich würde es tun; denn du hast mich, und sie unglücklich gemacht! Aber bei Gott schwöre ich dir: ich habe sie nie gesehen, solange du im Gefängnis, solange du überhaupt verheiratet warst.«

Schramm war leichenblaß geworden; er hob den Revolver zweimal, dreimal. Ein Krampf rüttelte ihn, dann warf er die Waffe dicht vor seinen Feind, der hastig danach griff: »So! Ich hab das Leben satt und du gehst so wie so unter: erschieß mich!«

Der Aufseher hob den Revolver und zielte gerade auf das Auge seines Gegners, der, auf dem Brett stehend, regungslos in den Lauf der Waffe sah. Einen Augenblick

nur, dann sank die Hand Kleins, und er schleuderte den Revolver weit fort ins Wasser.

Einen Moment stand Schramm ganz fassungslos; dann warf er sich nieder und stöhnte.

»Schramm! Grüß mir noch einmal dein Weib und sag ihr, ich sei gestorben wie ein ehrlicher Mann!«

Das Wasser stand dem Versinkenden bis am Halse; er schloß die Augen, hob die Hände hoch wie zum Gebet und erwartete den Tod. Eine furchtbare Stille trat ein.

Jetzt erst blickte Schramm wieder auf; er sah, daß der letzte Augenblick gekommen war, daß sein Feind noch einmal nach einem Grasbüschel griff und in der nächsten Minute versinken mußte. Die Züge des Schmugglers waren wie erstarrt, sein Atem ging keuchender, als der des Sterbenden — einen unverständlichen Schrei stieß er noch aus, dann warf er das Brett dicht vor seinen Feind, sprang darauf und riß ihn verzweifelt wie ein Wahnsinniger an den Armen.

Es nutzte nichts, der zähe Moorgrund hielt sein Opfer fest, das Brett trug nicht die doppelte Last, es drückte die Pflanzendecke ein und begann ebenfalls langsam zu sinken.

Schramm sah ein, daß er nicht helfen könne. Im rechten Augenblick noch sprang er zurück auf einen sicheren Mooshügel, ergriff den Springstock und schob das Brett in anderer, besserer Lage wieder dicht vor Klein. Der Versinkende klammerte sich an das Brett,

seine Lippen wurden blau, entsetzt starrten die Augen aus dem blutlosen Gesichte, die Kraft mußte ihn in der nächsten Minute verlassen.

»Halt fest, Klein! Um Gottes willen, halt fest; ich komme wieder!«

Schramm schrie es wie ein Verzweifelter. Er sprang fort durch das Moor, daß das Wasser nach allen Seiten spritzte. In wenigen Minuten kam er mit zwei Brettern zurück, warf sie rechts und links so neben dem Verunglückten, daß sie mit dem ersten Brett zusammen ein Dreieck bildeten und sprang nun selbst auf das unsichere Gerüst.

Der Beamte war bis ans Kinn eingesunken, die Besinnung drohte ihn zu verlassen, die Stimme versagte ihm. Schramm trat über ihn und packte ihn mit übermenschlicher Kraft. Rechts und links stiegen Blasen auf, der zähe Moorboden hielt unerbittlich sein Opfer fest, nur ein dumpfes Glucksen, das aus der unheimlichen Tiefe stieg, zeugte von der gewaltigen Anstrengung des Schmugglers, den schwerfälligen Körper seines Opfers zu befreien. Jetzt konnte Schramm dem Hilflosen unter die Achseln greifen und so einen besseren Angriffspunkt gewinnen. Er stand mit gespreizten Beinen auf zwei Brettern und zog, daß ihm der Schweiß aus allen Poren drang; die Adern schwollen ihm an, als wollten sie bersten, seine blutunterlaufenen Augen sprachen von der übergewaltigen Anstrengung, die er machte, sein Opfer

zu retten. Doch der Atem ging ihm aus — die Kraft versagte, er ließ los, und Klein, der sich stumm an das Brett klammerte, begann wieder zu sinken — einen Augenblick nur, denn von neuem faßte Schramm den halb Besinnungslosen.

Er zog, daß seine Zähne knirschten, wie ein Wütender strengte er seine Kräfte an, und jetzt — ein Ruck, daß ihm selbst der Atem verging — der Körper des Versinkenden gab nach, die Brust wurde frei, das schwarze Moorwasser, das aus dem Loche gequollen war, versank. Aber gleichzeitig fühlte auch Schramm, daß ihm etwas zerrissen war im Innern, süßlicher Blutgeschmack kam ihm in den Mund, und der Atem blieb aus. Der starke Mann wankte, noch sah er, wie Klein langsam wieder zurücksank, dann schlugen ihm Feuerfunken aus den Augen und die Sinne drohten ihm zu vergehen.

»Schramm!«

Dieser letzte, erlöschende Ruf seines Gegners riß ihn empor, noch einmal packte er zu und hob, als gelte es, mit dem Tode selbst zu ringen. Jetzt spritzte der Schlamm, es gab einen gewaltigen Ruck, Klein kniete auf dem Brette und versuchte, sich aufzurichten.

»Gott sei Dank!«

Wie ein Erlösungsruf klang es von den Lippen Schramms durch die Nacht. »Links geht der Weg, links!« murmelte er noch, dann griff er an die Brust, stieß einen dumpfen Wehlaut aus — wankte und brach zusammen.

Ein Blutstrom quoll ihm aus dem Munde, und regungslos lag er neben dem schwarzen Loche auf den Brettern.

Es wurde unheimlich still. Der Mond verschwand hinter dichten Regenwolken, und eine schreckhafte Finsternis legte sich über die Unglücksstelle. Regungslos, mit stumpfen Sinnen lag Klein neben dem Toten. Brodelnd und gurgelnde Blasen nach oben treibend, stieg ein giftiger Dunst aus dem schlammigen Loche . . .

Eine Viertelstunde mochte so vergangen sein, da riß ein schriller Eulenschrei den halb Bewußtlosen empor. Die Sinne kehrten ihm wieder, er tastete in der Dunkelheit nach dem Gesichte und den Händen Schramms; sie waren kalt und starr — er rief seinen Namen, alles blieb still.

Nun kroch Klein über das trügerische Moor, bis er an eine sichere Stelle kam; er versuchte, sich aufzurichten, es ging nicht, ächzend und kraftlos brach er in sich zusammen; eine tödliche Kälte kroch ihm durch die Glieder, und doch brannte sein Kopf wie Feuer.

Unverwandt sah er nach der Stelle, wo Schramm lag, er lauschte und rief hin und wieder seinen Namen.

Plötzlich zuckte er zusammen und starrte regungslos nach der Unglücksstelle. Aus der tiefen Finsternis löste sich ein gespenstischer, fahlblauer Lichtschein — das war das Irrlicht, das aus dem schwarzen Moorloche stieg, neben dem Schramm lag. Als kleine Zunge tanzte es erst um den Toten, flackerte und wirbelte dann hoch auf zur

Größe eines Mannes. Es umkreiste den Toten, es schrumpfte zusammen, es huschte auf Klein zu und fuhr wieder zurück nach dem Toten, als ob es Leichenwacht hielte.

Tausend geheimnisvolle Stimmen wurden lebendig, es war, als ob die Geister derer, die rettungslos im Moor versunken, wach geworden, als ob das Moor sein Opfer, das ihm der Tote entrissen, zurückfordere, als ob hundert Geisterhände sich dräuend nach dem Fiebernden streckten. Und über allem lag brütend die Nacht und sah aus unheimlich glimmenden Gespensteraugen auf den hilflosen Mann.

Der aber biß die Zähne zusammen, raffte sich auf und taumelte weiter; da erloschen die Gespensteraugen der Moornacht — die hohlen, phosphorschimmernden Weidenstämme lagen hinter ihm. Noch einmal blickte er um; leuchtende »Fuchtelmänner« führten einen wilden Reigen auf um den stillen Toten. Jetzt verkroch-en sie sich ins Moor, nur ein flackerndes Irrlicht blieb, stand eine Weile über der Unglücksstelle und folgte dann Klein, der kraftlos vorwärts taumelte. Jetzt kam es näher, jetzt gaukelte es um ihn herum . . . er brach in die Kniee, einen Augenblick nur. Es hauchte ihn an mit sengendem Atem, das Fieber trieb ihn empor, und zitternd, mit entsetzten Augen, taumelte der Unglückliche hinter dem Irrlichte her . . .

Plötzlich stieß er an etwas; da griff er in die Luft, tat

einen gellenden Schrei und brach ohnmächtig zusammen. Noch einmal zog das Irrlicht seine wirren Kreise um den Hülflösen, dann kam ein kalter Windstoß, schwere Regentropfen fielen auf den Ohnmächtigen, und das Irrlicht verschwand.

Neuntes Kapitel.

Es regnete die ganze Nacht. Eine Wasserlache sammelte sich um den Todkranken; er fühlte es nicht.

Der Morgen kam. Ein Rabe setzte sich auf den Wegweiser, an dem Klein zusammengebrochen, strich die nassen Flügelfedern durch den Schnabel und krächzte laut.

Plötzlich machte er von seinem Sitze einen schwerfälligen Satz in die Luft, krächzte noch einmal mißtönend und flog davon. Vier Torfgräber kamen mit Brettern und Spaten des Weges, sahen den Verunglückten und eilten in ihren plumpen Holzschuhen so rasch als möglich herbei. Einer der Männer erkannte Klein.

»Der ist ins Moor geraten; aber er ist nicht tot; sein Kopf ist ganz heiß.«

»Wohin mit ihm?«

»Eine Viertelstunde von hier wohnt Schramm.«

»Der wirft uns vor die Türe, wenn wir mit dem Zollaufseher kommen.«

»Unsinn, pack an! So! Du, Michel, läufst nach Venlo und bringst den Doktor mit. Aber rasch; er stirbt sonst!«

Der jüngste der Leute nahm die Holzschuhe, die ihn am Laufen hinderten, in die Hand und eilte auf dem

nächsten Pfade nach der Stadt zu, indes die drei andern Männer Klein aufhoben und mit ihrer Bürde den Weg nach der Hütte Schramms einschlugen.

Leise rann der Regen und fern rief dumpf und klagend die Rohrdommel.

Hanne war die Nacht über nicht zu Bett gegangen. Ein dumpfer Druck lag auf ihr, der sie nicht zur Ruhe kommen ließ. Vergebens hatte sie auf die Rückkehr ihres Mannes gewartet; oft hatte sie in die Nacht hinausgelauscht, aber nichts vernommen als den gleichmäßigen, schweren Fall der Regentropfen. Gegen Morgen endlich war sie auf einem Stuhle vor dem Tische eingeschlafen.

Sie träumte: ein großer, schwarzer Mann kam über das Moor mit stampfenden Schritten. Mit seinem langen Springstock fischte er ein Gewehr aus dem Tümpel und lachte. Dann kam er drohend auf das Haus zu, nahm ein Stück von der zerbrochenen Wiege und schlug damit wütend gegen die Türe.

Mit einem Schrei fuhr Hanne aus dem schweren Traume empor: draußen schlug man wirklich ungestüm gegen die Türe.

»Jesus! . . . Richard, bist du es?«

»Rasch macht auf; es ist ein Unglück geschehen!«

Mit bebenden Händen riß Hanne den Riegel von der Türe; sie kannte einen der Torfgräber an der Stimme.

Keuchend und regentriefend traten die Männer mit

ihrer Bürde herein.

»Ruhig; dein Mann ist's nicht. Es ist ein Zollbeamter, der ins Moor geriet.«

Entsetzt schrie Hanne auf; sie hatte den Verunglückten erkannt.

»Rasch, wickelt ihn in Decken! Er lebt noch.«

Aber das Weib konnte nicht vorwärts, stumm sank sie auf einen Stuhl; die Sinne vergingen ihr.

Die Männer kümmerten sich nicht weiter um sie. Sie entkleideten den Bewußtlosen, wuschen ihn, zogen Bettzeug aus den Schlafkammern, wickelten ihn in wollene Decken und legten ihn auf das mitten in der Stube rasch zurechtgemachte Lager nieder. Dann standen sie ratlos da, rüttelten die Ohnmächtige recht unsanft, gaben ihr Wasser zu trinken und fragten, ob sie nicht Fieberklee im Hause habe.

Hanne erhob sich, sah nach dem Kranken und fühlte an seinen heftig fliegenden Pulsen, daß er noch zu retten sei. Sie war so blaß, daß es selbst den rauhen Torfgräbern auffiel, sagte aber kein Wort, sondern rückte den Wasserkessel über die Feuerstelle und stellte ein Gefäß mit den zerriebenen Blättern des Fieberkrees zurecht, die man sonst gegen das Sumpffieber gebrauchte. Immer noch lag der Kranke bewußtlos.

»Halt! Ich hab ja Genever bei mir!« rief plötzlich einer der Männer. »Ein Schluck Branntwein ist gut gegen Schwäche.«

Er schüttete einen Guß des starken Branntweins in eine Tasse und indes Hanne dem Bewußtlosen damit die Schläfen rieb, flößte er dem Kranken aus der Flasche einen Schluck ein.

Der Genever tat endlich seine Wirkung. Klein schlug die Augen auf. Einen Augenblick blickte er starr auf Hanne, dann besann er sich, versuchte sich aufzurichten und lallte abgebrochene, unverständliche Worte.

Die Männer sahen seine vergeblichen Bemühungen, zu sprechen, sie rieben ihm die steifgewordenen Glieder, flößten ihm noch einen Schluck Branntwein ein und stützten ihm Rücken und Kopf.

»Hanne! Schramm hat . . .« — sie starrte ihn entsetzt an —»mich . . . gerettet. Er ist . . . selbst verunglückt!«

Hanne schrie auf und sprang vom Boden, an dem sie gekniet.

»Wo ist Schramm verunglückt? Wo?« riefen die Männer.

»Im . . .« lallte Klein nur noch — »im . . . Eu . . .«

»Eulenbruch?«

Der Kranke nickte, dann fiel er ohnmächtig zurück.

»Rasch! rasch! Kommt mit!« rief Hanne und zerrte an den betroffenen Männern.

»Du bleibst hier, Franzi« rief einer derselben. »So! Und nun Stricke und Bretter. Vorwärts in Gottes Namen!«

Hanne war schon fort, sie eilte durch Wind und Regen,

daß die Männer sich genötigt sahen, ihre Holzschuhe unter einen Wachholderbusch zu setzen, um der atemlos Voraneilenden folgen zu können.

»Links nicht! Mehr rechts! Rechts geht's zum Eulenbruch!« riefen sie der Frau nach, die ihren Wink befolgte und bald hinter den Büschen verschwand.

Richtig fand sie den kürzesten Weg, die Spuren im nassen Torfmoos und dadurch die Richtung, die die Männer genommen haben mußten. Sie achtete nicht die Gefährlichkeit des Ortes, sie hörte nicht das Schülpern des schwarzen Wassers, sie hatte nur ein Ziel und jetzt — sie schrie auf: dort lag ihr Mann in seinem Blute!

Sie kniete nieder, sie nahm seinen Kopf in ihren Schoß und: »Richard!« schrie sie verzweifelt, »Richard!«

Da ging ein Zucken durch seine Gestalt, da öffneten sich die Augen, und ganz leise flüsterte er das eine Wort: »Hanne!«

Sie küßte ihn und schluchzte: »Richard! Richard!«

»Er ist . . . besser . . . wie ich! Aber ich . . . hab ihn gerettet!«

Es ging etwas wie ein Lächeln über seine Züge, dann floß das Blut wieder, und als die Männer herbeikamen, saß Hanne da wie versteinert und hielt das Haupt eines Toten in ihrem Schoße.

* * *

Das Nervenfieber hatte Klein ergriffen; wochenlang schwebte er zwischen Leben und Tod. Als er zum

erstenmal zum vollen Bewußtsein erwachte, lag er in einem Krankenhause in Venlo, und der Arzt machte immer noch ein sehr besorgtes Gesicht, wenn er nach ihm sah. Seine ungeduldigen Fragen wurden gar nicht oder nur ungenügend beantwortet, und die Tage und Wochen dünkten ihm schier endlos.

Endlich erhielt er Besuch von seinem Kollegen Lanne, dessen Wunde mittlerweile geheilt war. Von ihm erfuhr er, daß der Arzt bei Schramm gewaltsame Zerreißung edler, innerer Teile als Todesursache festgestellt hatte. Klein seufzte und schwieg lange.

»Er war nicht so schlecht, wie er schien. Die Erde werde ihm leicht!« sagte er endlich.

Lanne lenkte ab und erzählte, daß er in acht Tagen seinen Dienst in Wesel antreten werde; doch der Genesende hörte nur mit halbem Ohr.

»Und dann, Lanne . . . ich wollte dich noch fragen; was weißt du von . . . von ihr?«

Lanne schwieg.

»Hält sie mich für schuldig?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber ich bin unschuldig; ich schwöre es dir!«

»Als ob ich dir nicht auch so glaubte! Aber . . .«

»Lanne, ich bin unschuldig an allem; ich kann es beweisen. Du weißt, wo ich meine Papiere habe; bring sie mir morgen.«

»Ich werde es tun.«

»Wann werde ich vernommen?«

»In acht Tagen, wenn du stark genug bist.«

»Ich bin jetzt stark genug.«

»Vor acht Tagen darfst du nicht aufstehen, sagte der Doktor.«

Am anderen Tage brachte Lanne die gewünschten Papiere. Als er den Brief las, der seinen Freund ins Moor gelockt, sagte er aufatmend:

»Ich glaube, jetzt wird alles gut. Der Brief wird ja ins Protokoll kommen. Laß dir eine beglaubigte Abschrift des Briefes und des Protokolls geben und schicke alles an sie, dann sieht man klar.«

»Und glaubst du wirklich, sie zweifle an mir?«

»Das wohl nicht; aber bei einer so ernsten Sache ist es besser so.«

Einige Tage darauf nahm Lanne Abschied von seinem Freunde, um nach seinem neuen Wohnort zu ziehen.

Die amtlichen Erhebungen stellten die Unschuld Kleins außer Zweifel; er beschwor seine Aussagen und fügte ihnen noch bei, daß er seine Rettung nur Schramm verdanke und daß dieser wie ein ehrlicher Mann gestorben sei.

Weitere drei Wochen vergingen, ehe Klein so weit gekräftigt war, daß er das Krankenhaus verlassen konnte. Vorher hatte er noch eine ernste Unterredung mit dem Anstaltsarzte gehabt.

Von Venlo aus nahm er einen Wagen und fuhr zu dem

stillen Kirchhof des kleinen Heidedorfes, wo Schramm begraben lag. Er legte ernsten Sinnes einen Kranz auf den Grabhügel seines ehemaligen Todfeindes und ordnete an, daß der Dorfschreiner in nächster Zeit ein Kreuz von Eichenholz dort aufrichte.

Einen langen, langen Abschiedsblick warf er noch über Heide und Moor, dann bestieg er den Wagen und fuhr, ohne in Venlo auszusteigen, durch den Wald nach Straelen, vergaß aber nicht, bei dem am Wege liegenden Zollamt Dammerbruch herzlichen Abschied von seinen Kameraden zunehmen.

Seine Versetzung nach Köln, die mit einer Anerkennung für sein bisheriges Wirken und mit einer Beförderung verbunden war, hielt er seit einigen Tagen in den Händen. Er freute sich nicht darüber; über seinen Lebensweg waren zu dunkle Schatten gefallen, und noch fand er nicht den Mut, zu hoffen, daß einst ein Sonnenblick alle Schatten verscheuchen könne.

In Straelen ordnete er seine Sache, blieb noch einen Tag dort und benutzte die Zeit, um einen letzten Brief an Hanne zu schreiben. Ernst und schlicht, wie sein ganzes Wesen, waren die schwermütigen Abschiedsworte, denen er die Abschrift des Protokolls und des verhängnisvollen Briefes beifügte.

Die Tatsachen selbst mußten reden, kein gehässiges Wort fiel gegen den Toten, dem er das Zeugnis ausstellte, daß er in letzter Stunde und durch seinen heldenmütigen

Tod gesühnt habe, was er früher verschuldet.

»Ich selbst bin einsam, wie du, Hannchen, und gehe jetzt fort, ohne dir die Hand zu drücken. Du wirst verstehen, warum ich es nicht tue. In drei Tagen trete ich meinen Dienst in Köln an. Die Sorge um dich begleitet mich. Du kannst nicht länger allein in dem einsamen Hause leben, wo das Unglück dich so schwer getroffen. Ich habe mit meinem Arzte im Venloer Krankenhaus gesprochen. Folge meinem Rate und gehe dahin; du wirst in der Anstalt passende Beschäftigung und Trost finden, wenn du andere tröstest. In einem Jahre erst darf ich auf einen längeren Urlaub rechnen; du weißt, wohin ich dann komme.«

So schloß der Brief, dem Klein ein Sträußchen vertrockneter Heideblumen beigelegt, das Hanne ihm einst geschenkt, ehe ihre Wege so weit auseinandergingen.

* * *

Klein begann in Köln seinen Dienst mit dem Pflichteifer, der ihn stets ausgezeichnet. Nach einer Woche erhielt er ein kurzes Dankschreiben, worin Hanne versprach, seinem Rate zu folgen. Kein weiteres Lebenszeichen wurde gewechselt; das stille Trauerjahr, das die strenge Sitte der Heidebewohner vorschrieb, sollte ungeschmälert dem Toten gehören . . .

Die Monde gingen dahin. Längst schon war der goldene Ginster abgeblüht, der Wachholder hatte bereits dicke Körner angesetzt und über der Heide lag der letzte Schimmer verspäteter Blüten.

Mitten in der schweigenden Einsamkeit, dort, wo das glänzende Wollgras sich leise im Winde neigte, standen zwei Menschen. Sie waren arm an Worten, aber in ihren Augen lag ein Abglanz der Sonne.

»Hannchen! Und willst du jetzt mit mir gehen für immer?«

Sie sagte nichts, sie legte nur den Kopf an seine breite Brust und weinte, und er strich ihr mit der Hand über das glänzende Haar, ganz leise, ganz weich.

Über ihren Häuption schwebte jubilierend eine Heidelerche, und fern zog ein junger Bursche vorbei, der sang ein neues Lied:

— Ich ziehe der Sonne entgegen,
Mein Leben, nun ist es geweiht;
Du hast ja mit deinem Segen
Mich gegen das Böse gefeit!